Ida,

oder

die Gefahren des Theaterlebens.

Mittheilungen

aus dem Leben einer Schauspielerin.

Von

N. O. Body.

Wien.

Heinrich Spitzer.

1865.

Ida,

oder

Gefahren des Theaterlebens.

Ida;

oder

die Gefahren des Theaterlebens.

Mittheilungen

aus dem Leben einer Schauspielerin.

Von

N. O. Body.

Wien.

Heinrich Spitzer.

1865.

Erstes Capitel.

Eine Theaterliebschaft.

Das Theater in L... hatte sich seit langer Zeit keines so zahlreichen Besuches zu erfreuen gehabt, als im Jahre 184*.

Täglich sah man ganze Schaaren Schau- oder vielmehr Hörlustiger nach den Hallen Thaliens wallen, denen man durch den Titel eines Tempels der Kunst zu viel Ehre angethan haben würde.

Was eine solche Zugkraft auf die Menge ausübte, war zwar eine nicht mehr neue, jedenfalls aber merkwürdige und ausgezeichnete Erscheinung; was aber noch mehr sagen wollte: das Publikum von L... hatte bisher von dieser Erscheinung wohl schon viel Rühmens gehört und gelesen, sie mit eigenen Augen und Ohren indeß noch nicht kennen lernen können.

Daher also das Strömen nach dem Theater, welches täglich eine größere Anzahl Neugieriger aus Mangel an Platz zurückweisen mußte.

Worin denn aber bestand die merkwürdige Erscheinung?

Es war eine der Musikbanden von Zigeunern, welche in jener Zeit, so viel wir wissen, zuerst in dieser Weise von sich sprechen machten, seitdem aber durch zahlreiche Wanderfahrten überall bekannt sind.

Das Eigenthümliche bei diesen Zigeunern war, und ist noch jetzt, was schwerlich die am besten geschulte Hoftheaterkapelle ihnen nachmachen wird: daß sie nämlich zahlreiche Ouvertüren und andere der schwierigsten Musikstücke ohne Noten spielten, lediglich aus dem Gedächtniß, und das mit einer Präzision, einem Feuer, einem Charakter, die man in manchem bedeutenden Hof- oder Stadttheater nur zu oft vermißt.

Wirkte nun schon dadurch der Reiz der Neuheit mächtig, so wurde derselbe, durch die reiche und geschmackvolle ungarische Nationalkleidung wesentlich erhöht.

Dazu kam aber noch ein Umstand, der besonders die Damenwelt anlockte; denn bei dem schönen Geschlechte ist, — der Schönheitssinn viel lebendiger, die Phantasie wird dadurch viel lebhafter angeregt, wie bei uns starken Männern, — die wir, offen gestanden, oft so jämmerlich aus der Rolle der Stärke fallen.

Das aber mußten selbst die Männer von L... zugeben, daß die Mitglieder dieser Zigeunerkapelle, wenn sie auch nicht

sämmtlich schön genannt werden durften, doch durch die sonnenverbrannten Gesichter mit den scharf ausgeprägten Zügen, durch die lange sorgsam gepflegten Bärte, durch die dunklen, feurigen Augen, durch die raschen, lebhaften Bewegungen, etwas eigenthümlich Pikantes an sich hatten, wohlgeeignet, ihnen die Gunstbezeigungen üppiger Frauen und liebesehnender Mädchen zu gewinnen.

Die Söhne dieses geheimnißvollen Stammes waren daher bald in L... allgemein beliebt und ziemlich unverholen flüsterte man von verschiedenen galanten Abenteuern, welche einzelne der Zigeuner bestanden haben sollten, so wenig sie auch durch ihre gesellschaftliche Bildung zu einem vertrautern Umgange mit Damen der höheren Stände sich geeignet zeigten. Und doch waren es meistens diese — oder sollten es nach der chronique scandaleuse sein, — welche ihre Augen auf die Fremdlinge warfen.

Bei keinem Bewohner L...'s aber hatte die Zigeunerkapelle sich in größere Gunst gesetzt, wie bei dem Theaterdirektor P. und dieser war wohlberechtigt, sie mit besonderer Freundlichkeit zu behandeln, ihnen alle möglichen Aufmerksamkeiten zu beweisen, um sie zu immer längerem Verweilen in L... zu bestimmen.

Denn die Geschäfte waren in der letzten Zeit so schlecht gegangen, daß Herr P. — so tüchtig er auch als Leiter einer Kunstanstalt genannt werden mußte, — wie man zu sagen pflegt, so ziemlich auf dem letzten Loche pfiff, als eine günstige Laune Fortunas ihm die Musikbande der Zigeuner zu-

führte und die gänzliche Ebbe seiner Kasse in eine hochgehende Fluth verwandelten, welche ihn für längere Zeit vor der Gefahr bewahrte, wieder auf das Trockne zu gerathen.

Der Kapellmeister der Zigeuner, welcher zugleich Führer der Gesellschaft und Unternehmer der Spekulation war, hieß Janos, und sah sich ganz besonders von Herrn P. ausgezeichnet, der ihn ein für alle Mal zu Tische geladen hatte, und ihm den Aufenthalt in L... auf jede Weise so angenehm als möglich zu machen suchte.

Nun wollte aber der Zufall — wir wissen nicht, ob wir ihn glücklich oder unglücklich nennen sollen — daß der Kapellmeister Janos ein schöner Mann in der vollsten Bedeutung des Wortes war; — groß, schön gewachsen, ein wahres Bild männlicher Kraft, voll Leben und Feuer; dabei besaß er einen gesellschaftlichen Schliff, den man bei ihm nicht erwarten konnte, und der ihm daher eine Anziehungskraft mehr verlieh.

Was Wunder also, daß er, wenn er in den Pausen die funkensprühenden Augen von seinem Dirigirpulte über das Auditorium schweifen ließ, mit Liebesblicken wahrhaft bombardirt wurde, und daß manche zarte Hand ihm süße duftende Liebesbriefchen zusendete, oder auch wohl bei dem Ausgange aus dem Theater zusteckte.

Aber Janos zeigte sich spröde gegen alle die schmachtenden Schönen, obgleich unter ihnen Manche war, für deren Gunst andere Männer Alles geopfert haben würden.

Doch nicht Gleichgültigkeit gegen weibliche Reize überhaupt war der Grund von Janos scheinbarer Kälte, von der Grausamkeit, mit welcher er die Liebessehnsucht der schönen L—rinnen unbeachtet ließ.

Er schmachtete vielmehr schon in süßen Banden, und zwar war es die Frau Direktorin P., die ihn bezaubert hatte, und die jeden seiner freien Augenblicke so in Anspruch nahm, daß ihm keine Zeit blieb, sich auch noch mit anderen Damen zu beschäftigen.

Und die Frau Direktorin war es wohl werth, daß der, welchen sie mit ihrer Liebe beglückte, sich ganz und ausschließlich ihr widmete, denn nicht leicht konnte man eine lieblichere Erscheinung sehen, wie sie sich zeigte. Von zartem, schlankem Wuchs, und dennoch mit üppig gerundeten Formen, hafteten die Blicke unwillkührlich auf ihr, wenn sie zufällig auf sie fielen.

Ihre wechselsweise feurigen und schmachtenden, immer aber sprechenden Augen, ihr kleiner Mund mit den vollen rothen Lippen, der beständig zu einem Kusse gespitzt zu sein schien.

Das liebliche Lächeln, welches ihn umspielte, — Alles schien zur Liebe einzuladen, und nur zu gern würde jeder Mann, an den diese Einladung sich richtete, derselben gefolgt sein.

Doch Madame P. war nicht freigebig mit ihren Gunstbezeigungen, und wenn wir auch auf die Strenge ihrer Grund-

sätze nicht schwören wollen, hatte sie bisher in L. ihren guten Ruf bewahrt, obgleich einige Lästerzungen wissen wollten, sie wäre in W. nicht ohne Liebhaber gewesen, bis der Direktor P. sie vor etwa einem Jahre als seine Gattin heimführte.

Wie dem aber auch sein mag, so stand doch jedenfalls so viel fest, daß allem Anscheine nach ihr Verkehr mit dem Kapellmeister der Zigeunerkapelle nicht ganz unschuldiger und reiner Art war.

Für uns aber schwindet jeder Schein, indem wir an einem Abend, an welchem die Zigeuner eine Pause machten, während der Theaterzeit nach der Jesuitenkirche wandern, welche von ihrer Höhe herab die Blicke stolz über die unter ihr, gewissermaßen demüthig, liegende Stadt L. schweifen läßt.

Unsere Absicht ist indeß nicht, in dem stolzen Bau der reichen Söhne Loyolas unsere Andacht zu verrichten.

Wir gestehen vielmehr demüthig ein, daß wir den grausamen Plan hegen, das Liebespaar zu belauschen, welches sich hier von verschiedenen Seiten den Berg ersteigend, zusammen getroffen hat, um in dem, zu dieser Stunde verödeten Gotteshause, die Heiligkeit des Ortes vergessend, verachtend, dagegen frevelnd, von einer strafbaren, sündhaften Liebe zu plaudern.

Unsere Neugier ist um so mehr angeregt, als wir in dem Manne, der Dämmerung ungeachtet, auf den ersten Blick den Kapellmeister Janos erkannt haben, und weil unser Forschen uns ungeachtet des dichten, tief heruntergelassenen Schleiers nicht daran zweifeln läßt, daß wir in der Dame, welche

sich zärtlich an den schönen Zigeuner schmiegt, die Frau Direktorin P. vor uns haben.

Anfangs hatte das liebende Pärchen als Deckmantel gegen neugierige Blicke den dichten Schatten aufgesucht, welchen die Kirche warf; allein als es sich hier von einzelnen Vorübergehenden mit spähenden Blicken beobachtet sah, scheute es sich nicht, in das Innere der Kirche einzutreten.

Hier suchten die Beiden den dunkelsten Winkel auf und waren in demselben vor jedem Auge geborgen.

„Meine Peppi," flüsterte Janos, als er nach einer Fluth der zärtlichsten Küsse endlich zu Worte kommen konnte, „weshalb hast Du mich denn heute an diesen Ort bestellt, während wir in Deiner Wohnung die bequemste Gelegenheit haben, ungestört zu sprechen?"

„Diese Gelegenheit fehlte uns heute, mein Janos," entgegnete Frau P., „denn mein Mann hat einen lästigen Besuch erhalten, der bei uns wohnt, und der widerliche Mensch ist so neugierig, daß wir keinen Augenblick vor ihm sicher gewesen wären. — Hat er sich doch schon erdreistet, mich mit Dir zu necken, weil er die Blicke, die ich gestern im Theater auf Dich richtete, zu sprühend und verliebt fand."

„Mein holder Engel, laß mich die schönen Augen küssen, die solche Blicke auf mich richten, ohne daß ich sie bemerken kann, da das Dirigiren meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt!" entgegnete Janos, indem er seine Wort zur That machte.

„Wäre es aber dann nicht besser gewesen,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „Du hättest mich für heute des Glückes beraubt Dich zu sehen? Denn wenn man unser Zusamentreffen an diesem Orte erführe, würde Dich da nicht ein gefährlicher Verdacht treffen?“

„Das fürchte ich nicht,“ sagte Frau P., „überdies aber mußte ich Dich heute sprechen, und zwar ungestört, um Dir eine Mittheilung zn machen, die Dich hoffentlich erfreuen wird.“

„Was ist das für eine Mittheilung? Du erregst wirklich meine Neugier!“ sagte der Zigeuner gespannt.

Sie beugte sich dicht zu seinem Ohr und flüsterte leise:

„Ich darf nicht mehr zweifeln, daß ich ein Pfand Deiner Liebe unter meinem Herzen trage!“

„Engelsweib, Du machst mich unaussprechlich glücklich!“ rief er feurig und drückte sie stürmisch an seine Brust. „Ja, mit der Nachricht durftest Du freilich nicht säumen, denn jede Minute, welche Du mir die Kenntniß entzogen hättest, wäre ein Raub an meiner Seligkeit gewesen.“

„Also freut Dich diese Kunde wirklich?“ fragte sie, und blickte ihn mit so feurigen Augen an, daß ihr Licht selbst durch die Dunkelheit zu funkeln schien.

„Kannst Du daran zweifeln?“ fragte er mit dem Tone des Vorwurfs. „Soll ich Dir beweisen wie unendlich ich Dich liebe?“

Und vergessend, wo er sich befand, zog er sie ungestüm noch näher an sich; sie aber wehrte ihn ab, obgleich auch durch ihre Adern Feuer rollte.

„Nein! Nicht jetzt! — Nicht hier!" sagte sie, indem sie ihn sanft mit der Hand von sich drückte. „Morgen schon reist der lästige Besuch ab und dann sind wir bei mir wieder so ungestört, wie bisher! — Jetzt aber muß ich gehen, denn ich will nicht muthwillig durch verlängerte Abwesenheit vom Hause Verdacht erwecken, obgleich P. mich gewiß nicht fragen würde, wo ich gewesen bin."

„Aber der neugierige Gast?"

„Das wäre möglich!" sagte sie mit einem Seufzer. „Nun daher zum Abschied noch einen Kuß und dann kehren wir zur Stadt auf den verschiedenen Wegen zurück, auf denen wir gekommen sind!"

Der Kuß wurde gegeben, aber noch viele andern folgten, ehe die Liebenden sich auseinander zu reißen vermochten. Endlich aber mußte doch geschieden sein und um die verlorene Zeit möglichst wieder einzubringen, flog die reizende Peppi den Jesuitenberg mehr hinab, als sie ging.

Zum Glück war ihr verstohlener Gang nicht bemerkt worden und ruhig empfing sie ihren Mann, als derselbe nach Beendigung des Theaters in Begleitung des nicht gern gesehenen Gastes nach Haus kam.

Und vergessend, wo er sich befand, zog er sie ungestüm noch näher an sich; sie aber wehrte ihn ab, obgleich auch durch ihre Adern Feuer wallte.

„Nein! Nicht jetzt! — Nicht hier!" sagte sie, indem sie ihn sanft mit der Hand von sich drückte. „Morgen schon reist der lästige Besuch ab und dann sind wir bei uns wieder so ungestört, wie bisher! — Jetzt aber muß ich gehen, denn ich will nicht muthwillig durch verlängerte Abwesenheit vom Hause Verdacht erwecken, obgleich P. mich gewiß nicht fragen würde, wo ich gewesen bin."

„Aber der neugierige Gast?"

„Das wäre möglich!" sagte sie mit einem Seufzer. „Nun daher zum Abschied noch einen Kuß und dann kehren wir zur Stadt auf den verschiedenen Wegen zurück, auf denen wir gekommen sind!"

Der Kuß wurde gegeben, aber noch viele andern folgten, ehe die Liebenden sich auseinander zu reißen vermochten. Endlich aber mußte doch geschieden sein und um die verlorene Zeit möglichst wieder einzubringen, flog die reizende Zeppi den Jesuitenberg mehr hinab, als sie ging.

Zum Glück war ihr verstohlener Gang nicht bemerkt worden und ruhig empfing sie ihren Mann, als derselbe nach Beendigung des Theaters in Begleitung des nicht gern gesehenen Gastes nach Hause kam.

Zweites Capitel.

Das Zigeunerkind.

Zehn Jahre waren vergangen, seitdem die Zigeunerkapelle auf dem Theater von L... gastirt hatte.

Der Direktor P. war nicht mehr in L. sondern in —g, dessen Direktion er etwa ein Jahr nach der Abreise des Kapellmeister Janos mit seiner Musikgesellschaft angetreten hatte.

Kurz vor seiner Abreise von L. beschenkte seine Frau ihn mit einem allerliebsten kleinen Mädchen, das in der Taufe den Namen Ida erhielt.

Das Kind war herrlich gediehen und versprach eine Schönheit ersten Ranges zu werden. Besonders lag in den feurigen Augen eine Seele, eine Tiefe und Innigkeit des Gefühls, daß sie ohne Zweifel einst eine Klippe werden mußten,

an welcher die Ruhe manchen Mannes scheiterte, der zu tief in sie hineinblickte.

Aber nicht blos leiblich wuchs Ida zu einer reizenden, vielversprechenden Knospe heran; auch geistig zeigte sie ein sprudelndes Leben und eine frühreife Entwickelung. Besonders schien sie ein ganz entschiedenes Talent für die Bühne zu besitzen, denn schon jetzt riß sie durch manche der Kinderrollen, welche ihr Vater ihr übertrug, das Publikum zu enthusiastischen Beifallsäußerungen hin, die den Neid manches Künstlers, besonders aber mancher Künstlerin, erregten, welche ein erstes Fach bekleideten.

Ida war daher der Liebling ihrer Eltern, doch schien die Freude, die der Vater an ihr empfand, nicht ohne eine trübe Beimischung zu sein, denn nachdem er sie geherzt und geküßt hatte, wenn sie ihn durch ihre kindliche Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit erfreute, geschah es wohl zuweilen, daß er sie sinnend betrachtete, ihr tief in die Augen schaute, und dann trübe den Kopf schüttelte und den Blick von ihr abwendete.

Man hätte dann bemerken können, das er eine aufsteigende Thräne nur mühsam zerdrückte.

Was war es aber, das bei dem Anblicke des reichbegabten Kindes so trübe Gedanken in Herrn P. erweckte?

Es stiegen in solchen Augenblicken, wie wir nicht verhehlen wollen, in ihm quälende Zweifel auf, ob Ida auch wirklich *sein* Kind sei.

Zwar hatte seine Frau ihm seit der Abreise der Zigeunerkapelle aus L. nie den geringsten Grund gegeben, ihre Treue

zu bezweifeln, und selbst während ihrer Liebschaft mit dem Kapellmeister Janos war kein Verdacht in ihm aufgestiegen.

Allein nach der Entfernung der Zigeuner hatten geschäftige Freunde ihm so Manches zu Ohren gebracht, was wohl geeignet gewesen wäre, bei einem argwöhnischen Gemüthe Eifersucht zu erwecken.

Herr P. war indeß zur Eifersucht nicht geneigt, und so würden jene Andeutungen und Winke Uebelwollender bei ihm entweder gar keinen Eindruck gemacht haben, oder schon längst wieder vergessen worden sein, hätten nicht Ida's Augen sie immer auf's Neue wieder in seinem Gedächtnisse angefrischt.

Und in der That konnte der durch solche Gedanken des Zweifels gepeinignete Mann sich nicht läugnen, daß die Augen Ida's ganz die des Leiters der Zigeunerkapelle waren.

P. tröstete sich jedoch immer und immer wieder, indem er dachte:

„Mußt Du denn gleich das Aergste glauben? Kann denn diese Aehnlichkeit nicht ein Spiel der Natur sein, wie man es so oft sieht? — Deine Frau war damals in einem Zustande, in welchem äußere Eindrücke nicht selten in eigenthümlicher, in geheimnißvoller Weise auf das Weib einwirken, und die Augen dieses Janos waren wohl geeignet, auf die Phantasie einer Frau in dieser Lage Eindruck zu machen.“

So wies P. den unwillkührlich und wiederholt in ihm aufsteigenden Argwohn gewaltsam, wenn auch nicht ganz ohne Anstrengung, zurück; aber trotz seiner Liebe zu Ida, trotz all

der herrlichen Anlagen und Naturgaben derselben, war seine Freude an dem Kinde doch nicht ganz ungetrübt.

Die Mutter dagegen hing mit voller Seele an der Tochter, und mit ganz anderen Gefühlen, wie ihr Mann, blickte sie Ida in die glühenden Augen.

Sich in dieselben vertiefend, indem sie das Mädchen vor sich hielt, flüsterte sie dann vor sich hin, wie von wonnigen Erinnerungen ergriffen:

„Ja, das sind seine Augen! — Könnte ich noch daran zweifeln, daß sie das Kind meiner ersten Liebe ist, so müßten diese Augen jeden Zweifel verbannen.“

Und unter stürmischen Liebkosungen zog sie Ida dann an sich, bedeckte ihr Mund, Wangen, Stirn mit Küssen und ließ zuletzt ihre Lippen auf den Augen des Mädchens ruhen, das sich ganz verwundert diesen Beweisen der Liebe hingab.

Dabei herrschte zwischen dem Ehepaare P. eine ungetrübte Ruhe und ein friedliches eheliches Glück; aber nur zu bald sollten diese gestört werden.

Denn eines Abends erhielt Frau P., als sie eben im Begriff stand, in das Theater zu gehen, in welchem ihr Mann sich bereits seit länger als einer Stunde sich befand, durch einen unbekannten Menschen, welcher dem Aeußern nach zu urtheilen, der Aufwärter oder Hausknecht eines geringern Gasthauses war, mit geheimnißvollem Wesen ein Briefchen zugesteckt.

Als der Mensch, der nach der Frau Direktorin gefragt hatte, zu ihr in das Zimmer gewiesen wurde, sah er sich scheu

um, als fürchtete er, beobachtet zu werden, zog dann erst das zusammengedrückte Papier aus der Tasche und sagte, indem er es ihr übergab:

„Ich soll Antwort bringen, oder wenn Sie jetzt keine Zeit hätten, zu schreiben, möchten Sie mir sagen, wann ich morgen die Antwort holen kann?“

„Wer schickt Sie?“ fragte Frau P. indem sie anfangs zögerte, das Billet zu nehmen, sich endlich aber, von wirklicher Neugier getrieben, doch dazu entschloß.

„Ein fremder Herr, der bei uns abgestiegen ist,“ antwortete der Bote. „Seinen Namen weiß ich nicht!“

Während dessen hatte Frau P. das Briefchen geöffnet.

„Ha!“ rief sie wie erschrocken aus, indem sie die Blicke auf die wenigen Zeilen richtete, die das Papier enthielt.

Dann wechselten Röthe und Bläſſe mehrmals auf ihren Wangen ab, während sie las:

„Sind die glücklichen Stunden in L. noch nicht aus Deinem Gedächtniß verschwunden, so gieb Gelegenheit Dich zu sprechen — aber heimlich —

Deinem Janos.“

Einen Augenblick zögerte sie. Dann eilte sie in das Nebenzimmer und schrieb hastig nieder:

„Morgen, nach dem ersten Akt, werde ich das Theater verlassen, und die *** Straße hinabgehen.“

Flüchtig siegelte sie das Blatt, und übergab es dem Boten, der sich sogleich damit entfernte.

Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, sank Frau P. von widerstreitenden, heftigen Gefühlen bestürmt, nieder auf den Sopha, stützte den Kopf in die Hände, und flüsterte in sich hinein:

„O mein Gott, ich fürchte, ich habe unüberlegt gehandelt! — Ich hätte nicht so bereitwillig sein sollen, um ihn wieder zu sehen — und noch dazu verstohlen — hinter dem Rücken meines Mannes — der immer so gut gegen mich gewesen ist."

Heftig wogte ihr Busen und sie mußte die Hand auf das Herz drücken, das so gewaltig pochte, als wollte es seine reizende Hülle sprengen.

„Was kann er nur wollen?" fragte sie sich nach einer Pause. „Und weshalb besucht er nicht offen meinen Mann, der ihn gewiß freundlich empfangen würde?"

Wieder versank sie in trübes Sinnen.

Dann rief sie wie mit einem plötzlichen Entschlusse:

„Nein, ich gehe nicht! — Er mag in unser Haus kommen, wenn er mich sprechen will! — Oder sollte er vielleicht glauben, das sträfliche Verhältniß, in welchem ich zu ihm stand wieder anknüpfen zu können? Nimmermehr! — Mein Pflichtgefühl ist jetzt lebhafter wie damals!"

Und lächelnd über sich selbst sagte sie hinzu:

„Oder, mein Blut ist kälter!"

Nachdem sie dann noch einige Zeit mit sich zu Rathe gegangen war, sagte sie:

„Ja! ich will gehen, will ihn heimlich sprechen, um zu erfahren, was er von mir verlangt. Sollte er es aber versuchen, vergangene Rechte wieder geltend zu machen, dann —“

Sie sprach den Satz nicht aus, denn sie fühlte, daß sie ihrer selbst nicht sicher genug sei, um mit Entschiedenheit seine Wünsche zurückzuweisen, sollte sein Anblick die in ihrem Busen noch immer schlummernden Gefühle zu neuen Flammen anhauchen.

„Er ist ja doch der Vater meines einzigen geliebten Kindes!“ sagte sie seufzend, wie um sich wegen ihrer Schwäche gegen sich selbst zu entschuldigen.

Wie aber bei den Frauen in der Regel, wo das Herz mit dem Verstande im Kampfe liegt, das erstere siegt, so war es auch hier.

Nach einem längeren Widerstreite ihrer Gefühle verließ Frau P. am nächsten Abend nach dem ersten Akte das Theater, und ging, wie sie es versprochen hatte, die *** Straße hinauf.

Sie glaubte indeß, sich bei diesem heimlichen Stelldichein mit ihrem ehemaligen Geliebten keines Unrechts schuldig zu machen, da sie den festen Vorsatz gefaßt hatte, ihm nicht das kleinste Zugeständniß zu machen, durch welches sie ihre Pflichten als Gattin hätte verletzen können.

Dennoch pochte ihr Herz ängstlich, als sie die Augen suchend umherschweifen ließ, ohne Den entdecken zu können, der sie zu dieser Abweichung von der Bahn der strengen Pflichten als Gattin hatte verleiten können.

In der ganzen Länge der Straße gewahrte sie nur einen Menschen in unscheinbarer Kleidung, der in gebückter Haltung mit matten Schritten ihr entgegenkam. Ohne ihn zu beobachten, wollte sie an ihm vorübergehen, als er plötzlich stehen blieb und mit weicher Stimme sagte:

„Peppi, ich danke Dir, daß Du Wort gehalten hast!"

„Janos!" rief sie mit dem Ausdrucke des höchsten Staunens, und starrte ihn, keines Wortes weiter mächtig, erschrocken an.

In der That war aber auch die Erscheinung, die sich ihren Blicken bot, ganz geeignet, sowohl Staunen als Schrecken zu erregen.

Hatte früher die glänzende und eigenthümliche Nationaltracht die Schönheit des Kapellmeisters der Zigeuner gehoben, so war jetzt der unscheinbare, ärmliche und sogar unsaubere Anzug, ganz dazu angethan, den kränklich und abgelebt aussehenden Menschen beinahe häßlich erscheinen zu lassen. Wenigstens durfte er in diesem Zustande nicht hoffen, auf ein weibliches Herz einen günstigen Eindruck zu machen.

Mit wehmüthigem Lächeln sah er Frau P. an, aber er sagte kein Wort, sondern wartete darauf, daß sie ihn anreden sollte.

Dazu entschloß sie sich denn auch endlich, indem sie mit leise bebender Stimme sagte:

„Sie scheinen krank gewesen zu sein, Herr Janos?"

Durch den ruhigen, beinahe gleichgültigen Ton, mit welchem sie diese Worte sprach, besonders aber durch das förm=

liche „Sie" schien sie ihm andeuten zu wollen, daß er an die Wiederanknüpfung eines näheren Verhältnisses zu ihr nicht denken dürfte.

In der That war jetzt auch der leiseste Rest zärtlicherer Gefühle zu dem Manne, der einst ihr Herz in leidenschaftlicher Gluth entflammt hatte, aus ihrer Brust verschwunden.

Er verstand sie vollkommen, denn mit gleich abgemessenem Tone entgegnete er:

„Mein Aussehen kann Ihnen keinen Zweifel darüber lassen, Frau Direktorin. — Ja, ich war krank, sehr krank und zugleich sehr unglücklich! — Sie sehen mich daher in einer hülfsbedürftigen Lage, und da der Zufall mich hierher führte, hoffte ich, daß Sie in — Erinnerung früherer Tage —"

„Sprechen wir nicht von diesen früheren Tagen," unterbrach sie ihn hastig. „Seien Sie indeß überzeugt, daß ich für Sie thun werde, was in meinen Kräften steht. Leider aber führt mein Mann die Kasse und Sie sollten sich daher lieber an ihn direkt wenden!"

„Um ein elendes Viatikum zu erhalten?" sagte er mit unterdrücktem Unwillen. „Nimmermehr! — Aus Ihrer Hand werde ich jede Gabe mit Dank empfangen, indem ich mich dem Wahne hingebe, es sei eine Liebesgabe; von dem Theaterdirektor aber wäre es ein mich bedrückendes Almosen!"

„Wie Sie wollen," entgegnete die Direktorin; „wohin aber soll ich Ihnen zukommen lassen, was ich Ihnen zu geben vermag? Ich werde es Ihnen ungesäumt senden, Sie aber nochmals zu sprechen ist mir nicht möglich!"

„Und dennoch ist es hauptsächlich das, warum ich Sie bitten wollte,“ entgegnete er.

„Es kann nicht sein!“ sagte sie mit entschiedenem Tone. Sie war auch fest entschlossen, diesen Vorsatz auszuführen; er indeß ergriff ihre Hand, sah ihr scharf in das Auge, und sagte:

„Haben sie das süße Geständniß vergessen, daß Sie mir in der Jesuitenkirche in L. machten, und werden Sie es dem unglücklichen Vater verweigern können, sein liebliches Kind wenigstens ein Mal an sein Herz zu schließen und ihm den Segenskuß auf die reine Stirn zu drücken?“

Der Ton seiner Stimme war bei diesen Worten so flehend, so rührend, daß Frau P. sich erschüttert fühlte.

Dennoch zögerte sie mit der Zusage, bis er noch einmal die flehentliche Bitte ausgesprochen hatte.

„Nun wohl,“ sagte sie dann. „So kommen Sie morgen Abends während des Theaters in mein Haus, um zu empfangen, was ich zu geben vermag und zugleich Ida zu sehen. Aber ich baue fest darauf, daß sie jede unbesonnene Aeußerung in Gegenwart des Kindes vermeiden, denn das Mädchen hat so viel Geist und einen so frühreifen Verstand, daß selbst die leiseste Andeutung ihr Licht geben würde.“

„Sorgen Sie nicht,“ beruhigte er sie. „Ich werde mich zu beherrschen wissen, so schwer es mir auch fallen mag; denn seit ich heute das reizende Kind sah, fühle ich mich mit der vollen Gluth der Vaterliebe zu ihm hingezogen, und eher

würde ich sterben, als von hier fortgehen, ohne ihr wenigstens einen Vaterkuß gegeben zu haben."

„Nun gut, der soll Ihnen werden. Doch nun verlassen Sie mich, denn leicht könnte es auffallen, wenn ich noch länger hier auf der Straße mit Ihnen spräche."

Mit einem flüchtigen Gruße wendete sie sich ab von ihm und eilte zurück nach dem Theater.

Er blieb noch einige Zeit stehen und blickte ihr nach. Dann murmelte er vor sich hin:

„Jetzt bin ich in ihren Augen nur der arme, verachtete Zigeuner; aber ich bleibe dennoch der Vater ihres Kindes, und das soll mein Trost in meinem Elend sein!"

Langsamen Schrittes, wie er gekommen, ging er dann in entgegengesetzter Richtung die Straße hinauf und kehrte nach seinem ärmlichen Wirthshause zurück.

Drittes Capitel.

Die Verstossene.

Der Auftritt zwischen der Direktorin P. und dem Kapellmeister Janos war nicht so unbemerkt geblieben, wie beide es glaubten.

Kaum hatte der Letztere sich entfernt, als der Vorhang eines Fensters, in dessen Nähe das Gespräch geführt worden war, zurückgezogen, das halb geöffnete Fenster hastig aufgerissen wurde, und ein dunkler Lockenkopf sich weit hinaus auf die Straße bog, um dem langsam Dahinschreitenden nachzuschauen.

„Ei, ei, so stehen also die Sachen?“ sprach leise vor sich hin das junge Mädchen, welchem der Lockenkopf gehörte. „Schön, Frau Direktorin! Sie spielen die Tugendheldin,

und sind doch selbst eine ärgere Sünderin, als Manche, über die Sie die Nase rümpfen, oder auf welche Sie den ersten Stein werfen! — Doch Geduld! — Die Tugendlarve soll Ihnen abgerissen und Sie mit Schimpf und Schande bedeckt werden! — Was ich jetzt erfahren habe, werde ich zu benutzen wissen, und Sie sollen Zeit ihres Lebens der Schönau gedenken."

Diese Schönau war die Sprecherin selbst, eine junge Schauspielerin des Theaters in —g, deren Haß die Direktorin P. sich durch scharfen Tadel über den leichtfertigen Lebenswandel zugezogen hatte, welchen die Schönau führte, die ihre Liebhaber beinahe so oft wechselte, wie ihre Kleider. Ja, Frau P. war sogar wiederholt in ihren Mann gedrungen, Fräulein Schönau aus diesem Grunde zu entlassen, der Direktor aber hatte es nicht gethan, weil das junge, hübsche Mädchen seiner Leichtfertigkeit ungeachtet, die Perle seiner Bühne und der entschiedene Liebling des Publikums war.

Daß Julie Schönau unter solchen Umständen ihre Frau Direktorin nicht liebte, ist sehr begreiflich und man wird es daher natürlich finden, daß sie eine boshafte Freude darüber fühlte, nun auch ihrerseits einen Stein auf die Frau werfen zu können, für deren fleckenlosen Ruf sie bisher unwillkührlich eine Art von Bewunderung gehegt hatte.

Sie konnte sich daher nicht enthalten, auf die Direktorin einen höhnenden Blick zu richten, als sie dieselbe am nächsten Morgen sah. Diesen Blick ausgenommen aber vermied sie sorgfältig Alles, was ihre Kenntniß von dem Zusam-

mentreffen hätte verrathen können, welches für den Abend verabredet war.

Die Stunde zu demselben erschien endlich, und mit klopfendem Herzen verließ Frau P., ihre kleine Ida am Arme, das Theater, um sich nach ihrer Wohnung zu begeben.

Alles Geld, das sie aufzutreiben vermocht hatte, lag bereit, denn sie wollte den Mann, dem sie einst ihr Herz schenkte, wenigstens der Noth des Augenblickes entreißen, so sehr sie auch wünschte, ihn für alle Zeit aus ihrer Nähe zu entfernen.

Was sie für den Augenblick aber noch in große Verlegenheit setzte, das war, wie Sie gegen Ida den Auftritt erklären sollte, der bevorstand, und von dem sie besonders die zu heftigen Ausbrüche des Vatergefühles bei Janos fürchtete. Da sie keinen andern Ausweg sah, entschloß sie sich indeß zuletzt, den Augenblick walten zu lassen, sich im Uebrigen aber dem Zufalle anzuvertrauen.

Noch war sie nicht lange in ihrer Wohnung, als auch Janos kam.

Er sah sehr finster aus und schien gewaltig aufgeregt zu sein; indeß bezwang er bei dem Anblicke Idas mit einer gewaltigen Anstrengung seine Unruhe, indem er das liebliche Kind in seine Arme schloß und es wiederholt mit inniger Zärtlichkeit auf die Stirn küßte, so daß das Mädchen ihn mit den schönen, feurigen Augen ganz verwundert ansah, während es sich den ungestümen Liebkosungen willig hingab.

„Hier ist Geld!“ sagte Frau P., welche den Auftritt abzukürzen wünschte. „Nehmen Sie, und wenn Ihnen meine Ruhe lieb ist, verlassen Sie ohne Säumen —g.“

Zu ihrem Staunen wies der Zigeuner ihre Hand zurück, ohne das Päckchen zu nehmen, das sie ihm reichte.

„Vielleicht,“ sagte er finster, „bedarf ich dieses Almosens nicht, denn seit gestern habe ich einen Entschluß gefaßt, dessen Ausführung von Ihrer Entscheidung abhängt.“

„Und was ist das für ein Entschluß?“ fragte sie gespannt.

„Mich von meinem Engelskinde nicht wieder zu trennen!“ rief er heftig und mit dem Ausdrucke der festesten Entschiedenheit. „Ich bleibe also entweder hier und schaffe mir eine Existenz, wäre es auch durch die niedrigste Beschäftigung, oder ich nehme mein Kind mit mir und suche für uns Beide das Glück in fernen Ländern!“

„Was fällt Ihnen ein?“ rief sie erschrocken. „Das Eine kann so wenig sein, wie das Andre. Sie müssen fort von hier, und das wo möglich noch heute!“

„Ich muß?“ rief er bitter. „Wer will mich dazu zwingen? — Ich bleibe, oder ich gehe nur mit ihr.“

Frau P. nahm Ida bei der Hand, drängte sie hastig in ein Nebenzimmer, schloß die Thür hinter ihr, wendete sich dann mit zornig funkelnden Blicken zu Janos und rief:

„Sie haben kein Recht auf das Kind!“

„Ich kein Recht?“ entgegnete er heftig. „Ist es nicht mein Kind?“

„Nimmermehr würde ich das eingestehen!“ sagte sie entschlossen.

„Haben Sie nicht an jenem Abend in der Jesuitenkirche zu L. mir das beseligende Geständniß abgelegt, daß Sie ein Pfand unserer Liebe unter Ihrem Herzen trügen und ist das Kind, das damals das Licht der Welt noch nicht erblickt hatte, ein anderes, als diese liebliche Knospe, dies Engelsbild, meine Ida?“

„Beharrten Sie bei Ihrem Wahn, so müßte ich den Beistand meines Mannes gegen Ihre Tollheit anrufen, und er würde sie als einen Verrückten einsperren lassen!“

„Das würde er nicht thun!“ sagte mit eisig kaltem Tone Herr P., der in diesem Augenblicke eintrat, während man durch die geöffnet bleibende Thür das triumphirende Gesicht der Julie Schönau erblicken konnte, welche den Direktor von dem, was hier vorgehen sollte, in Kenntniß gesetzt und seinen Zweifel durch ihre entschiedenen Behauptungen beseitigt hatte. Er war ihr daher, halb wiederstrebend, halb freiwillig gefolgt und in dem anstoßenden Gemache ein ungeahnter Zeuge des Gespräches seiner Frau mit dem Zigeuner gewesen.

Bei seinem unerwarteten Eintritte schrie seine Frau vor Schreck laut auf, sank nieder auf einen Stuhl und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

Sie erkannte, daß sie verloren, ihr eheliches Glück zertrümmert und ihr guter Ruf unwiederbringlich vernichtet sei; denn ihr war die Anwesenheit der Schönau und der höhnische Triumphausdruck auf dem Gesichte derselben nicht entgangen

und mit banger Erwartung sah sie dem entgegen, was geschehen würde.

Drohend war Janos dem Direktor P. entgegengetreten, als wollte er ihn verhindern, sich thätlich an ihr zu vergreifen. P. aber achtete scheinbar nicht auf ihn, sondern schritt auf die Nebenthür zu, die er rasch aufriß, und an der er Ida lauschend und zitternd fand.

Er faßte ihre Hand so derb, daß das erschrockene Kind laut aufschrie, zog sie sich nach zu Janos, schleuderte sie ihm zu und rief:

„Da, nimm Dein Kind, aber mach', daß Du mir mit ihr aus den Augen kömmst, sonst stehe ich nicht für mich ein!"

Sein ganzes Wesen hatte bei dem, was er that und sprach den Schein eisiger Kälte, allein ein schärferer Beobachter würde erkannt haben, daß er nur mit der äußersten Anstrengung die Ausbrüche der ungeheuren Wuth bezwang, die in seinem Innern tobte; denn er war leichenblaß und ein leises, krampfhaftes Zittern durchbebte fortwährend seinen ganzen Körper.

Janos fing Ida auf und schloß sie in seine Arme, als fürchtete er, sie möchte ihm wieder entrissen werden. Dann wendete er sich zur Thüre, denn er erkannte, daß seines Bleibens hier nicht länger sei.

Als er aber die Thür erreichte, raffte die unglückliche Mutter sich auf aus der Art von Betäubung, in die sie versunken gewesen war.

„Mein Kind! Laßt mir mein Kind!“ schrie sie mit herzzerreißendem Tone und stürzte auf Ida zu, die sich gegen Janos sträubte und zu ihrer Mutter hin wollte.

Doch noch ehe sie das arme Mädchen erreicht hatte, faßte P. sie am Arme und schleuderte sie zurück, indem er mit Donnerstimme rief:

„Zurück! Ehebrecherin, oder ich ermorde Dich und Deinen Bastard!“

Die Unglückliche taumelte einige Schritte weit, konnte sich nur mühsam auf den Beinen erhalten; plötzlich aber stieß sie einen leisen unheimlich klingenden Schrei aus und preßte die Hand auf die Brust. Dann brach sie zusammen und ein Blutstrom entstürzte ihrem Munde.

„Meine Mutter! Meine liebe, gute Mutter!“ rief Ida, riß sich los von Janos und eilte auf die Ohnmächtige zu, doch der, den sie bisher als Vater geliebt und der ihr stets Vaterliebe bewiesen hatte, stieß sie rauh hinweg, indem er ihr zurief:

„Fort, aus meinen Augen, und laß Dich nie wieder vor mir sehen!“

„Vater! Lieber Vater!“ sagte das liebliche Kind und erhob flehend die kleinen Hände zu ihm.

„Ich bin nicht Dein Vater!“ donnert P. ihr zu. „D e r da ist es und ihm hast Du zu folgen!“

Dabei deutete er auf Janos, der zwischen streitenden Entschlüssen zu schwanken schien.

Einen Augenblick war es, als wollte er sich neben der Ohnmächtigen niederwerfen, der noch immer Blut aus dem Munde quoll, wenn auch jetzt nur tropfenweise. Dann aber faßte er hastig Ida's Hand und zog sie zu sich.

„Ja," sagte er, „ich bin Dein Vater und ich werde Dir mit Gottes Hülfe ein guter Vater sein!"

Mit diesen Worten hob er sie auf seine Arme und eilte mit ihr hinweg; sie aber ließ sich ohne Widerstand forttragen, durch das, was sie gesehen und gehört hatte, so gewoltig erschüttert, daß sie ihrer Besinnung kaum noch mächtig war.

Der Director P. starrte mit verschränkten Händen auf die zu seinen Füßen regungslos am Boden liegende Frau und wußte nicht, ob er wünschen sollte daß, sie zum Leben zurück kehren oder eine Beute des Todes werden möchte.

Julie Schönau schlich sich still davon, erschrocken über das, was sie durch ihre boshafte Angeberei herbeigeführt hatte.

Viertes Capitel.

Durchgekämpft!

Nach längeren, schmerzlichen Leiden war Idas Mutter, deren Brust schon seit einiger Zeit angegriffen gewesen, erlegen.

Auf ihrem Sterbebette hatte sie ihrem Gatten ein reuiges Bekenntniß ihrer Untreue abgelegt und ihm nicht verhehlt, daß sie Ida für das Kind des Kapellmeisters der Zigeuner, erklären müsse.

Daher wurde ihr der Trost versagt, über die Zukunft ihres Kindes Beruhigung zu gewinnen, denn ohne Härte zwar, aber fest und entschieden hatte der Director P. ihre Bitte zurückgewiesen, sich nach ihrem Tode Ida's wieder als seiner Tochter anzunehmen.

„Du weißt, wie ich sie geliebt habe,“ entgegnete er sanft, gerührt sogar, „aber nach dem, was nicht nur ich selbst erfahren habe, sondern was jetzt auch alle Welt weiß, kann ich sie nicht wieder als mein Kind behandeln; ich bin es meiner Ehre schuldig, mich gänzlich von ihr loszusagen, doch will ich Dir gestehen, daß mir das schwer werden wird, und daß es mir schmerzlich ist, künftig so ganz allein in der Welt stehen zu müssen. Jedoch in das Unvermeidliche muß man sich fügen ohne gegen die Vorsehung zu murren. — Kann es Dir übrigens einen Trost gewähren, so will ich Dir die heilige Versicherung geben, daß ich sie nie ganz verlassen werde, sollte ich jemals erfahren, daß sie sich in Noth befindet!“

„Ich danke Dir, mein guter Mann, denn ich fühle, daß ich, ohne unbillig zu sein, mehr nicht von Dir fordern darf. willst Du aber meine Sterbestunde vollends erleichtern, so sprich es in Worten aus, was Du mir durch Deine liebevolle Pflege in Thaten bereits bewiesen hast! Sprich es aus, daß Du mir verzeihst, was ich an Dir frevelte!“

Mit dem Troste dieser Verzeihung schied sie einige Tage darauf aus dem Leben und ihre letzten Worte waren ein Segenswunsch für ihren betrogenen Gatten und ihr verstoßenes Kind.

Während ihre Mutter so dem Tode entgegenging und endlich demselben erlag, durchstreifte Ida in Begleitung ihres Vaters die Welt, und in dem vagabondirenden Leben, welches Janos führte, zeigten sich der armen Verstoßenen nur wenige Sonnenblicke des Glückes, obgleich der Zigeuner männlich

rang, um sein geliebtes Kind vor Elend und Noth zu bewahren.

Ida, deren Verstand schon früh genug gereift war, um nur mit Schmerz und Schrecken der Umstände zu gedenken, unter denen sie das Haus deßen verlassen mußte, den sie bis dahin für ihren wirklichen Vater gehalten hatte, Ida erkannte bald, was der für sie zu thun bemüht war, den man ihr als den wahren Urheber ihres Lebens bezeichnete, und hing daher an Janos mit freundlicher Anhänglichkeit und zuweilen sogar mit scheinbarer Innigkeit; allein des Gefühles aufrichtiger Dankbarkeit schien sie nicht fähig zu sein. Man durfte ihr dies übrigens kaum zum Vorwurf machen, denn wie hätte sie vergessen können, welchem glücklichen Leben sie durch die Schuld des Mannes entrissen wurde, den sie Vater nennen mußte.

Der Vergleich zwischen ihrer sonstigen Existenz und ihrer gegenwärtigen war zu schmerzlich.

Indeß sollte durch ein Ereigniß, das sie als ein Unglück betrachtete, und das in der That für sie höchst traurig war, ihr Loos bald wieder eine etwas erfreulichere Wendung erhalten.

Janos war auf seinen Wanderungen, auf denen er den kärglichen Unterhalt für sich und seine Tochter meistens durch den Ertrag seines theils ausgezeichneten, theils originellen Violinspiels gewann, nach P... gelangt, als ein Uebel, an welchem er schon seit einiger Zeit litt, sich so steigerte, daß er schwer erkrankte und in das Hospital gebracht werden mußte, während Ida sich glücklich schätzen durfte, in einer Wohlthätigkeits-

Anstalt Aufnahme zu finden. Sie hätte sonst auf dem Straßenpflaster verhungern müssen.

Nach wenigen Wochen schon erlöste der Tod den Zigeuner von seinen Leiden und seiner Noth. Ida, welche die Erlaubniß dazu erbeten und erhalten hatte, folgte als einzige Leidtragende dem ärmlichen Sarge, nach dem Hospital-Kirchhofe. Ganz alleinstehend in der Welt kehrte sie in Thränen aufgelöst und mit einem Entschlusse der Verzweiflung kämpfend, zu ihrer Anstalt zurück.

Nur wenige Schritte noch war sie von dem Thor derselben entfernt, da trat ihr ein Mann in den Weg und redete sie mit dem verwunderten Ausrufe an:

„Ida, bist Du es denn wirklich? — Um Gottes Willen, wie kömmst du hierher — und in diesem Aufzuge!“ fügte er zögernd hinzu, indem er die Augen über die ärmliche, wenn auch saubere Kleidung Idas gleiten ließ.

Ueberrascht, sich an diesem Orte, an welchem sie früher noch nie gewesen war, erkannt zu sehen, blickte sie empor und Freude überstrahlte ihr blasses Gesicht, als sie den Fragenden erblickte.

Es war Herr Friedemann, ein sehr mittelmäßiger Schauspieler, der bei ihrem Vater in L. und auch später in —g das schwierige und undankbare Amt eines Inspicienten bekleidet hatte, dem er mit Eifer und Ehren vorstand.

Friedemann war ein so rechtschaffener Mann und ehrenhafter Character, wie man bei dem Theater leider nur wenige findet. Er war daher auch allgemein beliebt, besonders aber

hing Ida mit kindlicher Zärtlichkeit an ihm, so wie sie seinerseits sein entschiedener Liebling gewesen war.

Er hatte das Engagement in —g einige Zeit vor der Katastrophe in der Familie des Director P. verlassen, um eine vortheilhaftere, wenn auch immer noch sehr bescheidene Stellung in P. anzunehmen.

Seine Verwunderung war daher eben so groß, wie seine Frage natürlich, als er die Tochter seines ehemaligen Directors, die von Vater und Mutter auf den Händen getragen wurde, so unerwartet vor sich sah, in Thränen aufgelöst und in einem höchst ärmlichen Aufzuge.

Als Ida ihn ansah, ohne ihm zu antworten, wiederholte er seine Frage; doch auch jetzt noch blieb sie stumm, aber sie warf sich schluchzend in seine Arme und schmiegte den lieblichen Kopf an seine Brust.

Er zog sie mit sich in seine nicht sehr ferne gelegene Wohnung, und hier erst entlockte er ihr nach und nach Alles, was sie betroffen hatte.

Tief erschütterte ihn die Schilderung ihrer Leiden und obgleich sie selbst von dem Tode ihrer Mutter noch nichts wußte, sah er doch ein, daß es unmöglich sein würde, sie in das Haus des Director P. zurückzubringen.

Sein Entschluß war daher auch schnell gefaßt, und mit freundlich-innigem Tone sagte er:

„Weine nicht mehr, liebe Ida, denn wenn Du mich als Vater willst, so sollst Du Dich künftig nicht mehr von mir trennen und gleich jetzt behalte ich Dich bei mir. Die Vor-

steher Deiner Anstalt werden gewiß nichts dagegen haben, daß ich Dich als Dein Pflegevater zu mir nehme!“

„Wollen Sie das wirklich, lieber Herr Friedemann?“ rief Ida mit freudestrahlendem Gesicht. „Ach, wie dankbar würde ich Ihnen Zeit meines Lebens sein und wie würde ich Sie lieben!“

Der Redliche war ganz glücklich über diese Versicherungen, in deren Aufrichtigkeit er keinen Zweifel setzte, da das jugendliche Alter und das liebliche Gesicht seines Pflegekindes ihm dafür hinlängliche Bürgschaft zu bieten schienen.

In der That durfte er auch durch Ida's Besitz die nächsten Jahre zu den glücklichsten seines Lebens zählen, denn der bisher Vereinsamte hatte in seinem Pflegekinde eine Familie gewonnen, und mit Freuden legte er sich die mancherlei Entbehrungen auf, welche bei seinem sehr bescheidenen Einkommen durch die vermehrten Ausgaben unerläßlich wurden.

Indeß trug auch Ida selbst schon bald zu der Erhaltung des kleinen Haushaltes das Ihrige bei; denn auf Friedemanns Fürwort wurde sie anfangs in Kinderrollen gegen ein kleines Spielhonorar beschäftigt; wie sich aber schon binnen kurzer Zeit ihr Körper, wie ihr Talent, Hand in Hand mit reißender Schnelligkeit entwickelten, wurde sie in immer größeren Rollen, und schon als fest engagirtes Mitglied, beschäftigt. Noch hatte sie ihr fünfzehntes Jahr nicht vollendet, als sie schon der entschiedene Liebling des Publikums war und in vielen ersten Rollen glänzte, alle ihre älteren Kolleginnen, ihre Neiderinnen und Nebenbuhlerinnen, verdunkelnd.

Wie es oft zu gehen pflegt, erhob Friedemann selbst sich in seinen theatralischen Leistungen zwar nicht über die Mittelmäßigkeit, aber er hatte einen scharfen Verstand, natürliches Schönheitsgefühl und ein richtiges Urtheil, und die Weisungen, die er Ida ertheilte, die Rathschläge, die er ihr gab, der schonende Tadel, den er hier und dort über ihre Schöpfungeu aussprach, trugen wesentlich dazu bei, ihr angeborenes Talent zu einer raschen Entwickelung zu bringen.

So war sie schon eine beachtenswerthe Erscheinung und hatte bereits eine Art von Ruf erworben, als ihr Glücksstern einen der ersten Kunstheroen des deutschen Theaters nach P. zu einem Gastspiel führte.

Der geniale Künstler sah Ida spielen, spielte selbst in mehreren Rollen mit ihr, erstaunte über ihr seltenes Talent, das oft sogar den Namen des Genies verdiente; denn auch ihn überraschte sie zuweilen durch ihre künstlerischen Schöpfungen. Er fand daher wahres Interesse an ihr und bereitwillig erfüllte er ihren Wunsch, ihr Unterricht zu geben. So legte er die letzte Hand an ihre Ausbildung, und obgleich er sich den Ruhm der Kunsthöhe nicht anmaßen wollte, welche sie unter seiner geistvollen Leitung erreicht hatte, hielt Ida sich dem Liebling Thaliens zu dem aufrichtigsten Danke verpflichtet, als er ihr bei dem Abschied von P. die schmeichelhafte Versicherung gab, er betrachte sie als vollkommen befähigt, an jedem größeren Hoftheater ein erstes Fach auszufüllen.

Mit einem väterlichen Abschiedskusse auf ihre schöne Stirne, die noch kein Hauch unlauterer Leidenschaft entweiht hatte, versprach er ihr seine dringende Empfehlung und er hielt Wort, denn wenige Wochen später wurde ihr ohne ihr Zuthun ein sehr vortheilhafter Engagementsantrag von dem Hoftheater in W. zugesendet.

Fünftes Capitel.

Ein Retter in der Noth.

Ida hatte nach einer schmerzlichen Trennung von ihrem Pflegevater ihr Engagement in W. angetreten, denn Herr Friedemann mußte in P. zurückbleiben, wo er für längere Zeit gebunden war.

Mit wahrem Herzenskummer sah er sein geliebtes Pflegekind scheiden, denn er hatte Ida wie seine eigene Tochter geliebt und ihm bangte vor den Gefahren, denen sie entgegenging, und welche ihr lebhaftes Temperament noch verdoppelte.

Ist doch der Lebenspfad einer Schauspielerin mit vielfachen Klippen bestreut, die ihrer Tugend Schiffbruch drohen.

Für Ida aber mußten diese Klippen doppelt gefährlich sein, denn zum ersten Male stand sie allein in der Welt und es ließ sich erwarten, daß sie von Huldigungen aller Art umgeben, von Verführungen aller Art bestürmt werden würde.

Nur zu bald sollte diese Erwartung erfüllt werden, denn schon nach den ersten Antrittsrollen sah Ida sich mit einem Schwarme von Anbetern umgeben, und unter diesen zeichnete sich nebst angesehenen und reichen Ausländern, welche die Badesaison nach W. gelockt hatte, der Prinz Nikolaus aus, der dem regierenden Fürstenhause von O. angehörte.

Er zeichnete Ida durch die eifrigsten Huldigungen aus, und drohte ihr sehr gefährlich zu werden, denn er war ein schöner Mann, wohl geeignet, weibliche Herzen zu erobern, und das junge, unerfahrene Mädchen fühlte sich geschmeichelt durch die Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies, die sie freundlich annahm, ohne dabei zu bedenken, wie gefährlich sie ihrem Rufe werden konnten.

In der That bezeichnete man sie auch bald ziemlich allgemein als die Geliebte des Prinzen, der seinerseits nichts dazu that, dies Gerücht zu widerlegen. Er zeigte sich an dem Brunnen, auf der Promenade als ihr Schatten; er stattete ihr in ihrer Wohnung beinahe täglich Besuche ab; er versäumte keine Vorstellung, in welcher sie beschäftigt war, und erregte durch seine lauten und enthusiastischen Beifallsbezeigungen allgemeine Aufmerksamkeit; er erlaubte sich sogar kleine Vertraulichkeiten, welche bemerkt werden mußten, und die Ida, der es noch an Lebenserfahrung mangelte, nicht zu-

rück zu weisen verstand, obgleich ihr Zartgefühl sich dadurch öfters verletzt fühlte.

Kurz, der Prinz benahm sich so, daß man glauben mußte, er genösse der höchsten Gunstbezeugungen der reizenden, jungen Künstlerin, die ihm gleichwohl noch nichts gewährt hatte, worüber sie erröthen mußte. Selbst um einen einzigen Kuß hatte ihr fürstlicher Anbeter bisher vergebens gefleht. Doch war er freilich auf eine Weise zurückgewiesen worden, welche ihn für die Zukunft eine mindere Strenge hoffen ließ.

Ob diese Hoffnung berechtigt war? Ob sie jemals erfüllt werden sollte? Wer wollte das entscheiden! Wahrscheinlich war das Benehmen Idas, wohl geeignet einen falschen Schein auf sie zu werfen, entweder eine Wirkung angeborener weiblicher Koketterie, oder eine Folge des Mangels an Erfahrung.

Genug, Prinz Nikolaus galt schon nach einigen Wochen als der begünstigte Liebhaber Idas und dies war Ursache, daß manche ihrer früheren Anbeter sich zurückzogen, da sie nicht wagten, gegen einen fürstlichen Nebenbuhler in die Schranken zu treten.

Andere dagegen, die entweder mehr Selbstvertrauen, oder mehr Keckheit besaßen, drängten sich an sie, getrieben durch die Hoffnung und den Glauben, was Einer erreicht hätte, würde auch für sie nicht unerreichbar sein.

Unter den Zudringlichsten dieser Letzteren zeichnete sich besonders Herr Hirschberg aus, der Direktor des zweiten Theaters in C.

Als Theaterdirektor hatte er natürlich leichten Zutritt zu der Schauspielerin. Zwar konnte seine Bühne mit dem fürstlichen Hoftheater nicht wetteifern; allein wenn er auch im Allgemeinen nicht sehr hohe Gagen zahlte, so war es doch bekannt, daß er in einzelnen Fällen, wo es sich um die Erwerbung einer Künstlerin von ausgezeichnetem Talent, oder — von seltener Schönheit handelte, noch günstigere Bedingungen gestellt hatte, als selbst das Hoftheater. Weniger bekannt war es allerdings, daß diese glänzenden Gagen nicht aus der Theaterkasse des Herrn Hirschberg flossen, sondern von dem Zuschusse herrührten, den reiche Wüstlinge der Residenz, und öfters sogar die Prinzen des fürstlichen Hauses, zahlten.

In C. selbst war dies zwar ein öffentliches Geheimniß, allein außerhalb der Residenz, und namentlich im Auslande wußten davon nur Die, welche sich spezieller um dergleichen Verhältniße und um die Chronique scandaleuse des Theaters bekümmerten.

So kam es denn, daß der Direktor Hirschberg, der in C. in sehr geringer Achtung stand, obgleich er sich dort des Umganges, und mitunter sogar des sehr vertrauten Umganges hochgestellter Personen rühmen durfte, in W. mit vieler Rücksicht behandelt wurde, wie dies gewöhnlich bei Personen der Fall zu sein pflegt, die mit einer gewissen Zuversicht auf=

treten und mit dem Geld so zu sagen, um sich werfen. Herr Hirschberg aber liebte es, auf Reisen den reichen Cavalier zu spielen, obgleich er zu Hause, und namentlich gegen seine Mitglieder sich oft schmutzig geizig zeigte.

Ida, welche den Herrn Direktor durch die Gerüchte bisher nur von der besseren Seite kannte, hielt es daher für ein Gebot der Klugheit, die Artigkeiten Hirschbergs nicht zurückzuweisen, da sie meinte, sie könnte nicht wissen, ob ihr ein Engagement bei dessen Bühne nicht einst sehr willkommen sein würde.

Sie glaubte dabei um so weniger, sich einer Gefahr auszusetzen, da der Direktor Hirschberg keineswegs mehr in der ersten Jugendblüthe stand, und seine ganze äußere Erscheinung, wie seine geistige Befähigung, nicht der Art waren, daß man glauben durfte, er könnte selbst in der Zeit seiner höchsten Schönheit, oder vielmehr seiner mindesten Häßlichkeit, jemals der Mann dazu gewesen sein, der Anspruch auf Eroberungen bei dem weiblichen Geschlecht zu machen berechtigt war.

Ida gewährte daher, wie erwähnt, Herrn Hirschberg ohne alles Arg den Zutritt. Doch fand sie bald Ursache, ihre anfängliche Gefälligkeit zu bereuen, denn Hirschberg belästigte sie nicht nur sehr häufig mit seinen Besuchen, sondern er überhäufte sie auch mit faden Schmeicheleien, wurde allmählig dreister und dreister und endlich sogar zudringlich, so daß sie sich genöthigt sah, ihn sehr ernst zurückzuweisen.

Er verließ sie zwar darauf, allein er wendete ihren Zorn zum Scherz und ging, indem er lachend sagte, er hoffte, sie ein anderes Mal weniger streng zu finden.

Ida achtete nicht auf diese Aeußerung, hatte sie wohl kaum gehört, indeß sollte sie sich schon wenige Tage darauf überzeugen, daß sie in allem Ernst gemeint sei. Denn als sie am nächsten Sonntage nach einer kleinen Rolle aus dem Theater kaum zu Haus zurückgekehrt war, und sich in ein einfaches, aber reizendes Neglige gekleidet hatte, wurde an ihre Thür geklopft, und ehe sie, verwundert über den späten Besuch, zu einem Entschluße gekommen war, ob sie herein rufen sollte, oder nicht, trat der Direktor Hirschberg ein.

„Mein Herr,“ sagte sie mit zornigem Tone, indem sie aufstand, „ich glaubte —“

„Daß ich mich durch ihre Sprödigkeit würde abschrecken lassen, Sie zu besuchen?“ fiel er in das Wort. „Da haben Sie sich geirrt, reizendes Mädchen, wie Sie sehen. Uebrigens weiß ich wohl, was ich bei den Damen des Theaters von solchen Aeußerungen zu halten habe. Machen Sie also weiter keine Umstände, schöne Ida, sondern setzen Sie sich her zu mir, denn ich habe von ernsten Dingen mit Ihnen zu sprechen, und Ihnen einen Vorschlag zu machen, den Sie gewiß nicht zurückweisen werden.“

Bei diesen Worten ergriff er ihre Hand und zog sie, halb gewaltsam, auf das Sopha, auf dem er selbst ohne alle Umstände an ihrer Seite Platz nahm, nachdem er seinen Hut nachläßig auf einen Stuhl geworfen hatte.

Ida fühlte sich im Innersten empört, denn so ihr zu begegnen hatte noch Niemand sich unterstanden; dennoch wagte sie nicht, ihn so zurückzuweisen, wie er es verdient hätte, denn er hatte offenbar dem Champagner stark zugesprochen, und sie fürchtete sich vor seinem sichtlich aufgeregten Zustande.

Sie mußte sich daher für den Augenblick seine Zudringlichkeit gefallen lassen; aber sie blickte, wie nach Hülfe suchend, ängstlich umher, und hoffte, daß irgend ein glücklicher Zufall sie von dem zudringlichen und lästigen Besuche befreien würde.

Als sie, vor Unwillen bebend, neben ihm saß, vergebens bemüht, ihm ihre Hand zu entziehen, sagte er mit leichtfertigem Tone:

„Mein schönes Fräulein, bei dem hiesigen Theater ist Ihre Stelle nicht; ich habe mich daher entschlossen, Sie für meine Bühne zu gewinnen."

„Ich glaube nicht, daß Ihr Theater über dem hiesigen Hoftheater stehe, und daß ich daher bei Ihnen besser an meiner Stelle sein würde," entgegnete Ida mit ironischem Tone, indem sie zugleich durch einen herzhaften Ruck ihre Hand frei machte. „Jedenfalls aber käme es bei Ihrem Entschluße doch auch noch darauf an, ob ich ein Engagement bei Ihnen annehmen wollte, und ich muß Ihnen erklären, daß ich dazu nicht die geringste Neigung verspüre."

„Augenblicklich vielleicht nicht," entgegnete er lachend „allein die Neigung wird sich finden, wenn ich Ihnen sage, daß Sie auf eine viel höhere Gage rechnen dürfen, wie Sie hier haben, und daß auch die Nebenverhältnisse viel vortheilhafter sind, wie hier. Unsere Prinzen Moritz, Paul und Louis sind die liebenswürdigsten Herren von der Welt, und dabei von wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit. Was kann dagegen ein solcher Duodez-Prinz, wie Ihr hiesiger Anbeter der Prinz Nikolaus, zahlen?"

Dunkle Röthe der Scham und des Zornes überzog bei diesen Worten Idas reizendes Gesicht, welches dadurch den Ausdruck einer bezaubernden Schönheit gewann, so daß der Direktor Hirschberg, der seiner grauen Haare ungeachtet, noch immer verliebter Natur war, sie mit glühender Bewunderung, mit funkelnden Blicken ansah.

„Mein Herr," rief sie, indem sie aufsprang, „ich bin nicht Willens, Ihre Unverschämtheit noch länger zu dulden und bitte Sie daher, mich augenblicklich zu verlassen!"

„Nur keine Ziererei!" sagte er, indem er sich mit großer Ruhe ebenfalls von dem Sopha erhob. „Ich weiß, daß diese Sprödigkeit ja doch nur dazu dienen soll, Ihren Preis zu erhöhen, und ich verdenke Ihnen das bei Ihrer Jugend und Schönheit nicht! — Nun, Sie sollen mit mir zufrieden sein, und ich will die Sachen so einrichten, daß Ihnen die Wahl zwischen unseren drei liebenswürdigen Prinzen bleiben soll. Dafür aber müssen Sie gegen mich auch gut sein!"

Mit diesen Worten legte er keck den Arm um ihre Taille und versuchte es, sie an sich zu ziehen.

Staunen und Zorn hatten Ida Anfangs der Sprache beraubt, so daß sie ihn seine freche Rede ohne Unterbrechung beendigen ließ. Jetzt jedoch stieß sie ihn heftig zurück, und sagte mit bebender Stimme:

„Elender Kuppler, Sie gehen auf der Stelle, oder ich rufe nach Hülfe und lasse Sie hinauswerfen!“

„Der Zorn kleidet Sie wirklich reizend,“ rief Hirschberg lachend, „aber ich weiß ja doch, daß er nicht Ernst gemeint ist, und muß mir daher gleich jetzt einen Kuß zur vorläufigen Besiegelung des Friedenstraktates nehmen, den wir abschließen werden, so wenig auch, wie bei der Londoner Konferenz, die Präliminarien den Anschein davon haben.“

Und ehe sie es sich versah, schloß er sie in seine Arme, und versuchte, sie zu küssen, ohne daß es ihm bei ihrem Sträuben gelingen wollte.

„Hülfe! Hülfe!“ rief sie ängstlich, ohne indeß gehört zu werden, denn das Theater war noch nicht beendigt und das Haus daher wie ausgestorben; ihr Mädchen aber hatte sie zu dem Schneider geschickt.

„Sie spielen Ihre Rolle der beleidigten Tugend wirklich meisterhaft, reizende Ida; aber m i c h täuscht der bloße S c h e i n der Wahrheit nicht, und was Sie dem Prinzen Nikolaus gewährten, das werden Sie auch unseren Prinzen nicht verweigern; ich aber w i l l ein Handgeld haben.“

Damit schloß er sie abermals in die Arme, und diesmal gelang es seinen verdoppelten Anstrengungen, ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Auch vermochte sie es nicht, sich aus seiner wilden Umschlingung loszumachen, aber lauter, ängstlicher tönte dabei wiederholt ihr Ruf:

„Hülfe! Hülfe! Hülfe!“

Diesmal sollte der Ruf nicht ungehört verhallen, denn kaum hatte sie ihn zum dritten Male ausgestoßen, als die Thüre ihres Zimmers aufgerissen wurde, und ein Mann hereinstürzte.

Ein Blick genügte, ihn die Lage übersehen und erkennen zu lassen.

Bei dem Eintritte des Fremden, hatte der Director Hirschberg Ida erschrocken losgelassen und war scheu einen Schritt zurückgetreten; mit einem Satze aber war der Retter in der Noth bei ihm, faßte ihn mit kräftiger Hand und warf ihn zur Thür hinaus, ohne daß der verächtliche Kuppler nur so viel Zeit gewinnen konnte, an Widerstand zu denken, hätte es ihm dazu auch nicht ohnehin an Muth gefehlt.

Ida war während dessen, einer Ohnmacht nahe, auf das Sopha gesunken, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und seufzte aus schwer bedrückter Brust:

„O mein Gott, mein Gott, was muß man sich doch Alles gefallen lassen, wenn man dem Theater angehört und sich nicht dem Leichtsinne in die Arme werfen will!“

„Mein Fräulein,“ sagte der Fremde, „Ihr Hülferuf wird, wie ich hoffe, mein gewaltsames Eindringen bei Ihnen

entschuldigen; wenn es mir aber gelungen ist Ihnen durch die Entfernung des unverschämten Director Hirschberg einen kleinen Dienst zu leisten, so segne ich den Zufall, der mir gestattete mich Ihnen zu nahen, ein Glück, nach dem ich mich während der ganzen Zeit meines Hierseins sehnte, ohne zu wissen, wie ich es erreichen sollte."

Ida richtete das seelenvolle Auge auf ihren Retter, und erröthete bei seinem Anblick. Er war .....

Doch nicht das vortheilhafte Aeußere des jungen Mannes war es, was die Röthe auf Idas Wangen rief.

Sie hatte in ihm einen stillen Verehrer erkannt, der seit einigen Tagen mit sichtlichem Eifer jede Gelegenheit benutzte, sie sehen, in ihre Nähe gelangen zu können. Wenn er sich unbeobachtet glaubte, ruhten seine Augen mit bewunderndem Entzücken auf ihr; im Theater fehlte er nie, wenn sie spielte und oft war er es, der wetteifernd mit dem Prinzen Nikolaus, das Signal zu enthusiastischem Beifall gab.

Das Alles war Ida nicht entgangen, aber auch deshalb würde sie nicht erröthet sein, denn schon war sie an Huldigungen dieser Art gewöhnt; allein wie sie ihn jetzt so vor sich stehen sah, mußte sie sich sagen, daß die stille Bewunderung eben *dieses* Mannes ihr nicht so gleichgültig war, wie die aller andern Männer, selbst die unversehenen Huldigungen des Prinzen Nikolaus nicht ausgenommen. Diese schmeichelten ihrer Eitelkeit, ohne Eindruck auf ihr Herz zu machen. Bei dem Anblicke ihres jetzigen Retters aber hatte sie zum ersten Male die *Segnungen wahrer Liebe* gefühlt.

Sechstes Capitel.

Die Verlobung.

Es war der Assessor, Herr von Bankwitz, aus L., welcher den ihm sehr wohlbekannten Director Hirschberg auf so unsanfte Weise aus Ida's Zimmer entfernte, ein Dienst, für welchen die liebenswürdige Künstlerin ihm mit wahrer Innigkeit dankte.

Herr von Bankwitz lehnte jedes Verdienst bei dieser Handlung ab, und als Ida die Besorgniß aussprach, die Sache möchte für ihn unangenehme Folgen haben, entgegnete er lachend:

„Herr Hirschberg ist in unserer gemeinsamen Vaterstadt zu sehr an Beweise der Geringschätzung, um nicht zu sagen,

der Verachtung gewöhnt, als daß er daran denken würde, für eine so unbedeutende Beleidigung Genugthuung zu fordern. Ueberdies aber weiß er sehr gut, daß Jeder Ehrenmann ihm eine solche verweigern würde. Für Menschen seiner Art hat ein Edelmann wohl Stock oder Peitsche, nimmermehr aber Degen oder Pistolen."

Nachdem er Ida dann noch durch einige Histörchen von der Ehrenhaftigkeit dieses würdigen Leiters einer Kunstanstalt ergötzt hatte, nahm er bescheiden Abschied von ihr, denn er würde es für einen Mißbrauch des erworbenen Anspruches auf ihre Dankbarkeit gehalten haben, hätte er seinen Besuch verlängert.

Ihm genügte es, ihre so lange gewünschte Bekanntschaft gemacht zu haben, Alles, was er sich gestattete, war die Frage, ob er am nächsten Tage sich erkundigen dürfte, wie sie sich befände.

„Ihr Besuch wird mir jederzeit eine wahre Freude bereiten," entgegnete sie mit freundlichem Lächeln, indem sie ihm die Hand reichte, die er entzückt an seine Lippen zog.

Er wagte es dabei, sie leise zu drücken, und täuschte sein Gefühl ihn nicht ganz, so empfing er einen, wenn auch kaum merklichen Gegendruck.

Dadurch von den seligsten Hoffnungen erfüllt, irrte er noch lange auf den vereinsamten Promenaden umher und als er endlich spät in der Nacht, dem Schlafe in die Arme sank, gaukelte der freundliche Gott des Traumes ihm beständig das reizende Bild Idas vor.

Am nächsten Tage konnte er vor Ungeduld kaum die Stunde erwarten, zu welcher der Anstand ihm einen Besuch bei der Künstlerin gestatte, und als sie endlich erschienen war, hätte keine Macht der Erde ihn zurückgehalten.

Mit lieblichem Lächeln trat Ida ihm entgegen und eine holde Röthe der Scham überzog ihre Wangen, als er seine bewundernden Augen eine Sekunde länger, als es eigentlich schicklich gewesen wäre, auf ihr ruhen ließ.

Ihre Unbefangenheit kehrte jedoch schnell zurück; sie lud ihn durch eine Handbewegung ein, an ihrer Seite auf dem Sopha Platz zu nehmen und bald war zwischen Beiden ein so vertrauliches Geplauder im Gange, als hätten sie sich schon seit langer Zeit gekannt.

Täglich sahen sie sich seitdem, zuletzt sogar mehrmals des Tages; sie nahm auf der Promenade seinen Arm an; wenn sie den Schwarm ihrer übrigen Anbeter nicht ganz zurückwies, so geschah dies nur, weil sie dies wegen ihres Erfolges als Schauspielerin nicht wagen zu dürfen glaubte. Aber sie zeichnete den Assessor von Bankwitz vor allen Anderen so sichtlich aus, daß Niemand daran zweifeln konnte, er sei der bevorzugte Bewerber um ihre Gunst.

Prinz Nikolaus beschwerte sich offen gegen sie darüber, daß er gegen den Assessor zurückgesetzt würde und sie entgegnete ihm stolz:

„Mein Prinz, ich habe mich durch Ihre Auszeichnungen geehrt gefühlt und werde dies auch ferner thun, allein ich glaube nicht Ihnen Rechte eingeräumt zu haben, welche Ihnen die Befugniß geben, mir dergleichen Vorwürfe zu machen.“

Er konnte gegen diese Zurechtweisung nichts einwenden; aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhr fort, sich ganz offen und sogar noch augenscheinlicher wie bisher um ihre Gunst zu bewerben. Dabei tröstete er sich mit der Hoffnung, nach der Entfernung des Herrn von Bankwitz, dessen Urlaub, wie man wußte, zu Ende ging, glücklicher zu sein und durch Ausdauer endlich sein Ziel zu erreichen.

Allein er täuschte sich, denn mit jedem Tage war das Verhältniß zwischen Ida und Bankwitz inniger geworden, und am Abend vor seiner Abreise, an welchem sie jeden andern Besuch abweisen ließ, um die letzten Stunden seines Aufenthaltes in W. ungestört und allein in seiner Gesellschaft zubringen zu können, drückte er ihr den Verlobungskuß auf die Purpurlippen.

Voll Wonne in ihren Anblick versunken, den Arm zärtlich um ihren schlanken Leib gelegt, sagte er dann:

„Ist es denn aber auch wirklich wahr Ida, daß Du, die gefeierte Künstlerin, die Gattin des einfachen Assessors werden willst, der ohne Vermögen ist und vielleicht auch viele Jahre warten muß, bis er es zum Rath und dadurch zu einem

Einkommen bringt, welches ihm gestattet, mit Anstand eine Frau zu ernähren?"

„Mein August, wie oft soll ich Dir denn die Versicherung meiner innigen Liebe geben, wie oft Dir wiederholen, daß ich nicht nach Rang und Reichthum strebe; daß ich mich glücklich fühlen werde, durch den Besitz Deiner Hand der Bühne entsagen zu können."

„Die Dir doch so viel Ehre, so viel Beifall, so viel Huldigungen gewährt!" sagte er, nicht ohne einen Anflug der Ironie.

„Ja; die aber auch so viele Intriguen und Chicanen, so viele Demüthigungen, so viele Kränkungen, — so viele Gefahren aller Art mit sich führt!" entgegnete sie mit einem Seufzer. „Glaube mir, mein Freund, seit dem Auftritte mit diesem Director Hirschberg habe ich mich schon oft danach gesehnt, das Theater verlassen zu können."

„So wird es Dir also wirklich kein Opfer kosten, dies als meine Frau zu thun?" fragte er.

„Gewiß nicht," versicherte sie.

„Und nun noch eine Frage," sagte er.

„Was wünschest Du zu wissen?"

„Wollen wir unsere Verlobung veröffentlichen, oder soll sie der Welt noch ein Geheimniß bleiben?"

Sie sah ihn forschend an, legte die Hand vertrauend auf seine Achsel und sagte, statt zu antworten:

„Bist Du eifersüchtig?“

„Das könnte ich nicht sein, ohne Deiner Tugend, Deiner Treue zu mißtrauen; auf diese aber baue ich felsenfest,“ entgegnete er mit dem Tone der Ueberzeugung.

„Und Du kannst es,“ sagte sie innig. „Dann aber, mein August, halte ich es für klüger, vor der Hand unser Verhältniß noch als Geheimniß zu bewahren, bis es mir gelungen ist, eine feste und dauernde Stellung zu gewinnen; denn die Direktoren scheuen das Engagement einer Braut, weil sie wissen, daß es durch die Heirath derselben jeden Augenblick gelöst werden kann, was für sie oft eine große Verlegenheit und empfindliche Verluste herbeiführt.“

„Nun gut,“ entgegnete Bankwitz, „so bleibt es vorläufig noch bei dem Geheimniß. — Ist es doch ohnehin so süß, mit Dir gemeinschaftlich eines zu besitzen, zumal, wenn man der alleinige Mitwisser desselben ist!“

Ein herzlicher Kuß Idas dankte ihm für seine Bereitwilligkeit ihrer Ansicht beizustimmen.

„Und Prinz Nikolaus?“ fragte er dann lächelnd.

„Also doch eifersüchtig?“ sagte sie und drohte ihm schelmisch mit dem Finger.

„Gewiß nicht, meine Ida," betheuerte er. „Nur die Sorge für Deinen Ruf läßt mich wünschen, daß Du den bösen Zungen keinen Anhalt geben möchtest."

„Beruhige Dich, mein theuerer August," entgegnete sie. „Als Mitglied des Hoftheaters darf ich es zwar nicht wagen, einem Prinzen des regierenden Hauses meine Thür zu verbieten, zumal ich ihm bisher den freien Zutritt zu mir gestattete und er mir keine Veranlassung gab, mich über sein Benehmen zu beklagen; aber ich verspreche Dir, ihn auf eine solche Weise zu empfangen und mit solcher Kälte zu behandeln, daß er ganz ohne Eigenliebe sein müßte, wenn er nicht von selbst wegbliebe."

„Ich danke Dir, meine Ida," entgegnete Bankwitz. „Dies Versprechen beruhigt mich vollkommen, denn Mangel an Eigenliebe ist es wahrlich nicht, woran unsere Prinzen leiden."

„Auch gegen meine übrigen Anbeter — denn daß ich dergleichen habe, wirst Du nicht verhindern können — werde ich mich so benehmen, daß Du gewiß mit mir zufrieden sein würdest, könntest Du mich immer beobachten."

„Du bist ein wahrer Engel" rief er mit einem Kusse „Und — nicht wahr?" — fuhr er nach einer Pause fort, Du strebst darnach, in C. engagirt zn werden, wie ich meinerseits Alles aufbieten werde, Dir bei unserem Hoftheater ein Engagement zu verschaffen!"

„Kannst Du zweifeln, daß es mich glücklich machen würde, an einem Orte mit Dir vereint die Zeit unserer Verbindung abzuwarten?" fragte sie mit einem zärtlichen Blicke.

„Leider," sagte er seufzend, „habe ich so gut wie gar keinen Einfluß, aber ich besitze wenigstens einige Freunde, die mir zur Erreichung unseres Wunsches behülflich sein können. Ich meinerseits aber will das Lob Deines seltenen Talentes und Deiner noch viel selteneren Schönheit so laut und allgemein preisen, daß es dem Herrn Intendanten zu Ohren kommen muß und daß ihm nach Deinem Besitze der Mund wässerig wird. Denn er macht auf schöne Mädchen beinahe noch mehr Jagd, wie auf ausgezeichnete Talente!"

„Hüte Dich, die Erwartungen zu hoch zu spannen," warnte Ida lächelnd und geschmeichelt durch die Bewunderung ihres Verlobten. „Die Enttäuschung möchte sonst zu groß sein und das gehoffte Engagement, zu Wasser werden!"

„Kleine Heuchlerin!" drohte er lachend.

Dann nahmen sie unter dem Versprechen, sich jede Woche wenigstens ein Mal zu schreiben, und nach ungezählten innigen Küssen, Abschied von einander, denn Bankwitz wollte nicht durch zu spätes Bleiben den Ruf Idas selbst gefährden.

Siebentes Capitel.

Klippen.

Ida und Bankwitz hatten das nächste Ziel ihrer Wünsche erreicht: Ida war bei dem fürstlichen Hoftheater in C. unter sehr vortheilhaften Bedingungen engagirt.

Beide fühlten sich glücklich durch diese Veränderung in Idas Lage und merkwürdigerweise war es Direktor Hirschberg gewesen, der zur Erreichung dieses Glückes sehr viel beigetragen hatte.

Getreu seinem Grundsatze, bei Schauspielerinnen die Tugend nur als Maske zu betrachten, angelegt, um den Preis der zuletzt doch zu gewährenden Gunstbezeigungen zu erhöhen, war er gegen die drei jungen Prinzen, welche es liebten, ihre

unerlaubten Vergnügnngen bei den Damen des Theaters zu suchen, in dem Lobe der Schönheit Idas so überschwänglich gewesen, daß alle drei Prinzen nicht nachließen, in den Intendanten, Baron von Elshuhn zu dringen, bis derselbe Ida zu einem Gastspiel kommen ließ.

Der Erfolg dieses Gastspieles war ein so entschieden günstiger und Ida fand bei dem Hofe eben so, wie bei dem Publikum, einen so allgemeinen Beifall, daß der Herr Intendant, selbst wenn er persönlich dagegeu gewesen wäre, nicht umhin gekonnt haben würde, Ida zu engagiren. Jedes Besinnen aber schwand, als Serenissimus in höchsteigener Person sich während eines Zwischenaktes auf die Bühne begab, und zu Ida, indem er ihr huldvoll die Backen streichelte, sagte:

„Sie haben ganz allerliebst gespielt!"

Dann aber wendete er sich zu dem Herrn von Elshuhn, der so freudestrahlend daneben stand, als hätte das Lob ihm selbst gegolten, und sagte mit einem Tone, der zwar sehr gnädig klang, dem aber der Befehl dennoch anzuhören war:

„Ich hoffe, mein lieber Baron, daß Sie sich den Gewinn einer solchen Perle nicht werden entgehen lassen."

Diese Worte berechtigten Ida, am nächsten Morgen, als der Intendant sie besuchte, um wegen des Engagements mit ihr zu unterhandeln, ihre Forderung nm 500 Thaler zu stei-

gern und sie hatte bei der Bühne bereits zu viel Erfahrung gewonnen, um diese günstige Gelegenheit unbenützt zu lassen.

So wurde sie denn, ihrer Jugend ungeachtet, mit einer Gage engagirt, welche der der ersten und ältesten Künstlerinnen des Hoftheaters, die darüber natürlich von Neid erfüllt wurden, gleich kam, ja die meisten bereits übertraf, während sie noch überdies mit der Zeit auf Zulage sicher rechnen durfte.

Das Glück, welches Bankwitz in der ersten Zeit darüber empfunden hatte, mit Ida an einem Orte leben und sie beinahe täglich sehen zu können, wurde indeß bald getrübt, denn nach wenigen Monaten schon wurde die gefeierte Künstlerin von Anbetern und Bewunderern so umlagert, daß ihr Verlobter nur selten eine freie Stunde finden konnte, allein mit ihr zu sein.

Dies war um so weniger der Fall, als Ida seinen dringenden Bitten, nun offen zu verkünden, in welchem Verhältnisse sie standen, unter dem Vorwande widerstrebte, der Augenblick dazu wäre erst gekommen, wenn sie ihr letztes Ziel, ein lebenslängliches Engagement, erreicht hätte.

Wenn sie diese Ansicht aussprach, entgegnete er ihr verwundert und betrübt:

„Aber Du hattest mir ja doch versprochen, die Bühne zu verlassen, sobald Du meine Frau geworden wärest.“

„Dies Versprechen werde ich auch halten," antwortete sie ihm dann schmeichelnd; „aber wer weiß wie lange es noch dauert, bis Du Rath wirst. Deshalb laß Du nur immer das Fräulein lebenslänglich engagiren; die Frau wird sich dadurch nicht gebunden fühlen. Aber ich will, ehe ich unsere Verlobung veröffentliche, gewiß sein, vor meiner Verheirathung den Ort nicht verlassen zu müssen, an welchem auch Du lebst."

Bankwitz mußte wohl oder übel diesen Gründen nachgeben; aber er that es nicht ohne ein bitteres Gefühl, denn er sah sich dadurch ohne irgend ein Vorrecht, zu dem er doch befugt war, in den Schwarm der Anbeter zurückgedrängt, in welchem er noch überdies, seines niederen Ranges wegen eine sehr untergeordnete Stelle einnahm.

Sogar das trauliche Du war ihm versagt; denn er selbst mußte eingestehen, daß er Ida dadurch compromittirt und ihren Ruf schwer gefährdet haben würde, hätten Zeugen das vertraute Wörtchen vernommen, welches an einem innigen Verhältnisse zwischen denen nicht zweifeln läßt, die sich desselben bedienen.

Zu diesem Zwange aber, den er sich in dem Umgange mit Ida auferlegen mußte, gesellte sich bald auch das peinigende Gefühl der Eifersucht. Denn so sehr er in W. versichert hatte, durch das unerschütterliche Vertrauen auf Ida's Tugend

und Treue gegen diese Schwäche, die man füglich auch eine Krankheit nennen könnte, geschützt zu sein, vermochte er es doch jetzt nicht, sich derselben ganz zu erwehren.

Leider gab Ida ihm dazu auch in der That Veranlassung, denn wenn sie auch die Treue gegen ihn nicht wirklich verletzte, so vermied sie doch wenigstens den Schein nicht genug.

Besonders waren es die Prinzen, welche wiederholt Wolken des Unmuths auf Bankwitz's Stirne lockten; am meisten jedoch fühlte er sich durch den regierenden Fürsten beunruhigt, der Ida auf eine wahrhaft auffallende Weise auszeichnete und dadurch zu manchem Gerede Veranlassung gab, welches für den Ruf der jungen Künstlerin nicht eben vortheilhaft war. Denn man wußte, daß der hohe Herr, trotz seiner Jahre und seiner weißen Haare, mit den jüngeren Prinzen seines Hauses um die Wette nach hübschen Mädchen schaute und es nicht verschmähte, verbotene Früchte zu naschen, unbekümmert um den Schmerz, den er dadurch seiner fürstlichen Gemahlin bereitete. Diese entfernte sich daher auch häufig durch weitere Reisen, oder durch den verlängerten Aufenthalt in fernen Sommerresidenzen, vom Hofe, um nicht gezwungen zu sein, Dinge zu sehen, durch die sie in ihren heiligsten Gefühlen verletzt wurde, die sie aber gleichwohl nicht zu ändern vermochte.

Bankwitz war daher wohl berechtigt, Ida Vorwürfe zu machen, mindestens aber sie vor den möglichen Folgen eines

Betragens zu warnen, bei dem sie sich nichts Böses dachte, das aber jedenfalls unbesonnen war und von Vielen streng getadelt wurde.

Als ihr Verlobter eines Abends bei ihr war, ergriff er die seltene Gelegenheit ungestörten Beisammenseins mit ihr, und sagte mit innigem Tone, aber sehr ernstem Ausdruck:

„Liebe Ida, willst Du mir wohl eine Bitte erfüllen?“

„Wenn es in meiner Macht liegt, gewiß, mein theurer August!“ entgegnete sie, und drückte wie zur Bestätigung zärtlich seine Hand.

„Nun wohl,“ sagte er mit einem leisen Zittern der Stimme, „dann empfange nicht mehr die Besuche des Fürsten, des Erbprinzen und der Prinzen Paul und Louis.“

„Gern würde ich Deinen Wunsch erfüllen,“ sagte sie erröthend und mit niedergeschlagenem Blicke, „aber es geht nicht.“

„Und weshalb sollte es nicht gehen?“ fragte er.

„Weil ich als Hofschauspielerin gewissermaßen fürstliche Dienerin bin und als solche unmöglich Denen, welche ich als meine Herren betrachten muß, meine Thür verbieten darf.“

Ein bitteres Lächeln umspielte bei dieser Anwort seinen Mund.

„Du machst Dir etwas zu strenge Begriffe von Deinen Pflichten als fürstliche Dienerin, wie Du Dich nennst, ohne es gleichwohl zu sein,“ entgegnete er. „Aber auch wenn Du es wirklich wärest, besitzest Du doch als Mädchen Rechte, die selbst ein regierender Fürst bei der geringsten seiner Dienerinen, der niedrigsten seiner Unterthaninnen gegenüber respectiren muß, und dahin gehört das Recht Deine Ehre zu wahren, Deinen guten Ruf rein zu erhalten.“

Noch dunkler erröthete Ida einen Augenblick, dann aber entgegnete sie in gereizter Stimmung:

„Meine Ehre weiß ich gegen Jeden zu wahren, und wäre er nicht bloß Fürst, sondern sogar König oder Kaiser; und meinen guten Ruf kann nur die Verleumdung antasten, denn ich bin mir keines Unrechts bewußt!“

Und schmollend wendete sie sich von ihm ab.

Begütigend ergriff er ihre Hand und sagte innig:

„Ich bin gewiß der Letzte, der Dich eines wirklichen Unrechts beschuldigt, meine Ida, aber Du meidest leider den Schein nicht hinlänglich und schon das genügt um — wenn auch mit Unrecht — einen leisen Schatten auf Deinen guten Ruf zu werfen. Um Deiner selbst willen bat ich Dich daher, die Besuche des Fürsten und der Prinzen nicht mehr zu empfangen.“

„Ich kann sie aber doch wirklich nicht ganz und unbedingt zurückweisen.“

„Nun gut,“ sagte Bankwitz nach einigem Besinnen, „so will ich Dir ein Abkommen verschlagen, einen Compromiß, wie man in der diplomatischen Sprache sagt, und die Annahme desselben werde ich als einen Beweis Deiner Liebe betrachten.“

„So laß' denn Deinen Compromiß hören,“ sagte sie lächelnd, indem Sie sich wieder zu ihm wendete.

„Du empfängst zwar nach wie vor die Prinzen, aber Du willigst in die Veröffentlichung unserer Verlobung und sicherst Dir dadurch ein Mittel, ihre zu häufigen Besuche unter verschiedenen Vorwänden, die man einer Braut nicht übel nehmen darf, zurückzuweisen.“

Einen Augenblick schien Ida mit sich selbst zu kämpfen, aber dieser Kampf war nur von kurzer Dauer. Ihr besseres Gefühl siegte über den Stolz, und die Eitelkeit, welche sich im ersten Augenblick gegen die Forderung empört hatten, und sie sagte:

„Es sei, wie Du es wünschest, lieber August, obgleich Du wahrlich keine Ursache hast, Dich zu beunruhigen, denn nie würde ich vergessen, was ich Dir und mir selbst schuldig bin, lägen auch alle Fürsten und Prinzen der ganzen Welt mir zu Füßen!“

„So ist also der Friede geschlossen und nun muß er, wie der Gebrauch es heischt, auch besiegelt werden.“

Mit diesen Worten zog er sie in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit Küssen.

„Waren wir denn mit einander im Kriege?“ fragte sie lachend und sich sträubend. „Mir ist davon nichts bewußt; indeß willige ich dennoch in die Besiegelung!“

Und mit inniger Hingebung erwiederte sie seine Zärtlichkeit, da wurde das Liebesspiel auf unangenehme Weise unterbrochen.

Die Tante Gertrud öffnete plötzlich die Thüre und ließ ohne jegliche Anmeldung den Erbprinzen Moritz eintreten.

Diese Tante Gertrud, welche für eine entfernte Verwandte Idas galt, es vielleicht auch wirklich war, lebte seit einiger Zeit bei ihrer Nichte als eine Art von Tugendhüterin, so wenig sie sich auch zu einem solchen Amte eignete.

Sie hatte sich schon während der kurzen Dauer des Aufenthaltes bei Ida einer großen Herrschaft über dieselbe und eines nicht eben günstigen Einflusses auf sie bemächtigt. Namentlich begünstigte sie ganz entschieden die Bewerbungen des Prinzen um Idas Gunst, und an ihr lag es wahrlich nicht, daß das reizende Mädchen nicht bereits der Verführung zum Opfer gefallen war.

Sie schmeichelte auf jede Weise der Eitelkeit Idas, beförderte deren Neigung zur Verschwendungssucht, die sich unter ihrer Leitung auf eine schreckenerregende Weise zu entwickeln begann, und nur sie allein durfte es sich herausnehmen, irgend Jemand unangemeldet bei Ida einzulassen, wie eben jetzt den Erbprinzen Moritz.

Dieser blickte verwundert die zärtliche Gruppe an, die sich seinen Augen bot. Einen Augenblick stutzte er, dann aber sagte er lachend:

„Wie ich sehe, störe ich ein zärtliches tête-à-tête, doch ist das Unglück nun einmal geschehen und ich möchte daher mit unserem göttlichen Dichter ausrufen:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte."

Erschrocken, verwirrt, sprang Ida auf und auch Bankwitz erhob sich mit ehrerbietigem Wesen, aber er biß sich vor Unwillen über die Freiheit, welche der Erbprinz sich heraus nahm, heraus nehmen durfte, heftig auf die Lippen.

„Eure Durchlaucht," sagte Ida, nachdem sie sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt hatte, „erlauben Sie mir gnädigst Ihnen den Herrn Assessor von Bankwitz, meinen Bräutigam, vorzustellen."

„Herr von Bankwitz ist mir bereits bekannt,“ sagte der Erbprinz mit einer gnädigen Verbeugung des Kopfes, „doch freilich nicht in dieser beglückenden und beneidenswerthen Eigenschaft. — Uebrigens hat sich ja die Sache sehr schnell gemacht.“

„Nicht so schnell, wie Euer Durchlaucht glauben,“ entgegnete Bankwitz rasch, „denn schon während meines Aufenthaltes in W., vor nun beinahe zwei Jahren, war ich so glücklich, mich mit Fräulein Ida zu verloben. — Bisher zwangen uns Umstände, unser Verhältniß vor der Welt geheim zu halten, doch eben jetzt verabredeten wir die Veröffentlichung und bei meinen Danksagungen für dieses Zugeständniß überraschten Eure Durchlaucht uns durch Ihren ganz unerwarteten Eintritt.“

Er betonte diese letzten Worte so scharf, daß der Prinz darin einen Vorwurf erblickte und sich dadurch verletzt fühlte; er entgegnete daher mit pikirtem Tone:

„Das klingt ja beinahe wie eine Entschuldigung des zärtlichen Auftrittes, dessen unwillkommener Zeuge ich war. Es hätte indessen dieser Art von Rechtfertigung nicht bedurft, denn ich bin weit entfernt, dem Fräulein das Recht streitig zu machen, zu küssen, wen sie will, — selbst ohne daß sie nöthig hätte, sich deshalb gleich zu verloben.“

„Durchlaucht!“ rief Bankwitz mit aufbrausender Heftigkeit; indeß bezwang er sich sogleich wieder und schluckte die Worte hinunter, die ihm auf der Zunge schwebten.

„Was beliebt?“ fragte der Prinz hochmüthig und mit eisiger Kälte.

„Ich wollte Eure Durchlaucht nur um die Gnade bitten,“ entgegnete Bankwitz, „in die Wahrheit meiner Worte keinen Zweifel zu setzen, und sich überzeugt zu halten, daß nicht der Kuß, den Sie überraschten, eine improvisirte Verlobung herbeiführte.“

„Schon viel zu viel Worte,“ sagte Prinz Moritz ungeduldig, und ohne Bankwitz weiter zu beachten, wendete er sich zu Ida mit der Frage:

„Darf ich Ihnen zu gelegener Zeit meinen Besuch machen, oder wird die Braut ihn zurückweisen müssen?“

„Eure Durchlaucht werden mir jederzeit dadurch eine Ehre erzeigen,“ entgegnete sie ruhig; „auch glaube ich nicht, daß mein Verlobter die Absicht hat, den eifersüchtigen Tyrannen zu spielen.“

„Auf Wiedersehen denn also,“ sagte der Prinz und wendete sich mit leichtem Gruße der Thüre zu.

Bankwitz verneigte sich stumm und ehrerbietig, doch nicht so tief, um nicht zu bemerken, daß der Prinz sich in der Thür noch einmal umwendete und Ida eine Kußhand zuwarf.

Sie erröthete darüber und blickte scheu auf Bankwitz; dieser sah finster vor sich nieder und ballte krampfhaft die Faust.

Die Freiheit, die der Erbprinz sich herausgenommen hatte, und die allerdings geeignet war, den Verdacht zu erwecken, Ida hätte ihm wirklich schon Rechte eingeräumt, welche ihn zu solcher Vertraulichkeit ermächtigten, würde vielleicht einen unangenehmen Auftritt herbeigeführt haben, wäre dieser nicht dadurch verhindert worden, daß unmittelbar nach der Entfernung des Prinzen die Tante Gertrud eintrat.

Sie richtete einen ziemlich unfreundlichen Blick auf den Assessor, der ihre Freundschaft keineswegs besaß, und übergab Ida dann ein zierliches, süß duftendes Billet.

„Ein fürstlicher Diener hat das so eben gebracht und wartet auf Antwort. — Gewiß ein Liebesbriefchen.“

Obgleich die boshafte Person dies besser wußte, warf sie diese Aeußerung hin, offenbar in der Absicht, Bankwitz zu ärgern. Und diese Absicht gelang nur zu gut, denn dunkle Röthe überzog sein Gesicht und er richtete die Augen fortwährend auf Ida, welche das Billet öffnete, und nachdem sie es überflogen hatte, zu ihrer Tante sagte:

„Ich werde die Ehre haben, mich zu der befohlenen Zeit einzufinden.“

Dann reichte sie das Blatt an Bankwitz und dieser las:

„Meine englische Ida.

„Komm morgen nach dem Diner auf dem Schlosse zu mir, denn wie ich erfahren habe, bist Du im Theater nicht beschäftigt und ich hoffe, daß Du mir durch Deine liebe Gesellschaft wieder Deinen süßen Trost über das würdige Benehmen meines Gemahls gewähren wirst.

Deine

P. P."

„Das Liebesbriefchen, wie meine Tante es zu nennen beliebte, ist, wie Du siehst, von der Prinzeß Paul," sagte Ida lächelnd, als Bankwitz ihr das Blatt zurückgab. „Hast Du etwas dagegen, daß ich der Einladung folge?"

„Ich darf nicht," sagte er sehr ernst, „denn sonst würde ich Dich bitten, die Besuche bei der Prinzeß Paul zu unterlassen, über deren Umgang mit schönen jungen Mädchen mancherlei Gerüchte umlaufen, die aber nicht zur Ehre der Theilnehmerinnen dieser Gesellschaften gereichen."

„Die Prinzeß ist so beklagenswerth!" sagte Ida ausweichend. „Sie lebt mit ihrem Gemahl sehr unglücklich, und es ist ihr daher wohl zu gönnen, daß sie eine unschuldige Aufheiterung und Zerstreuung sucht."

„Sind diese Gesellschaften aber auch wirklich unschuldig?" fragte Bankwitz, und sah sie forschend an. „In der Stadt urtheilt man darüber anders."

„Mit Unrecht,“ versetzte Ida mit unsicherer Stimme; „denn nie erhält ein Mann in diesen kleinen Kreis Zutritt, und die Tugend der Mädchen, welche die Prinzeß mit ihrem freundschaftlichem Umgange beehrt, ist daher gegen jede Gefahr gesichert!“

„Nun, ich will Dich nicht weiter durch Fragen drängen,“ sagte der Assessor, „doch verhehle ich Dir nicht, daß dieser weibliche Umgang mir für manches Mädchen gefährlicher erscheint, als selbst der von ausgemachten Wüstlingen es sein würde.“

„Vielleicht magst Du nicht ganz Unrecht haben, August,“ sagte sie, indem sie beschämt zu Boden sah. „Mir aber bringen diese Gesellschaften gewiß keine Gefahr, denn ich gestehe Dir, daß ich sie nur ungerne und sogar mit Widerstreben besuche, und daß ich mir schon mehrmals vorgenommen habe, nicht wieder hin zu gehen. Aber ich kann wirklich nicht gut wegbleiben, und dann ist auch die Prinzeß so unglücklich, daß man ihr diesen Trost wohl gönnen darf, selbst wenn man ihn nicht ganz unschuldig nennen kann.“

„Es ist traurig genug, daß man zugestehen muß, die Prinzeß, die schön und liebenswürdig, jung und feurig ist, habe vielleicht unter zwei Uebeln das kleinere gewählt, während sie gewiß ganz tugendhaft sein würde, benähme ihr Gemahl, der selbst so viele liebenswürdige Eigenschaften besitzt, sich anders.“

„Ja, man muß sie jedenfalls mehr beklagen als verdammen!“ entgegnete Ida mit einem Seufzer. „Denke Dir nur, daß sie selbst vor körperlichen Mißhandlungen nicht sicher ist.“

„Abscheulich!“ sagte Bankwitz.

Dann aber wendete er das Gespräch auf einen andern Gegenstand, indem er mit Ida verabredete, wann sie ihre Verlobung veröffentlichen wollten.

Sie kamen nach dem Austausch ihrer Ansichten überein, dies in den nächsten Tagen in einem Kreise näherer Freunde und bei einem kleinen Feste zu thun, welches Ida zu diesem Zwecke in ihrer eigenen Wohnung geben wollte.

Achtes Capitel.

Eine eheliche Scene.

In Erwartung Idas und einiger anderer reizender jun-ger Mädchen, welche die Gunst der liebenswürdigen Prinzeß Paul gewonnen hatten und von derselben durch einen vertrau-ten Umgang geehrt wurden, — einen *zu* vertrauteu, wie die bösen Zungen wissen wollten, — lag die Prinzeß selbst in ihrem glänzend und geschmackvoll eingerichteten Boudoir auf dem Divan und las in einem Buche.

Der Verfasser durfte sich indeß durch diese Auszeichnung nicht geschmeichelt fühlen, denn sie richtete nur eine geringe Aufmerksamkeit auf die Blätter, und sah mit schmachtendem Blicke oft über dieselben nach der Thür, wobei ihr schöner

Busen von tiefen Seufzern gehoben wurde, während sie sich unruhig auf ihrem weichen Lager hin und her warf.

Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit durch eine männliche Stimme erregt, welche in dem Vorgemache an einen der dort wartenden Diener die Frage richtete:

„Ist die Prinzeß allein?"

„Mein Gott," rief sie erschrocken, „täusche ich mich, oder ist es wirklich mein Gemahl, dessen Stimme ich höre? — Was kann ihn eben jetzt zu mir führen?"

Sie täuschte sich nicht. Es war in der That der Prinz Paul, der in dem Vorzimmer die Frage an einem allerliebsten kleinen Groom gerichtet hatte, den er dabei in die Backen knipp, wie ein verliebter junger Bursche ein hübsches junges Mädchen.

Auf die bejahende Antwort trat er zu der Prinzeß ein, die bereits aufgestanden war und ihm einen Schritt entgegentrat, indem sie mit dem Tone großer Verwunderung, zugleich aber auch mit einem leisen Anklange des Spottes, die Frage an ihn richtete:

„Was verschafft mir denn die seltene Ehre, meinen Gemahl bei mir zu sehen?"

„Ich komme um eine Bitte an Sie zu richten," entgegnete er, ohne die schöne Frau anzusehen und mit zerstreutem Wesen.

„Ich werde mich freuen, Ihnen gefällig sein zu können," erwiderte sie. „Worin besteht die Bitte?"

„Sie haben seit einiger Zeit einen sehr hübschen Groom in Ihrem Dienst.“

„Ist er wirklich hübsch?“ fragte sie nachlässig. „Ich habe noch nicht Zeit gehabt, das zu bemerken; auch gestehe ich gerne, daß Ihre Augen in dieser Beziehung schärfer sind, als die meinigen.“

Der Prinz biß sich auf die Lippen, denn er fühlte wohl das Schneidende dieser Worte. Er entgegnete indeß nichts darauf, sondern sagte nach einer kleinen Pause mit gleichgültigem Tone:

„Wie ich bemerkt habe, reitet der Bursche ganz vortrefflich und mit einer seltenen Keckheit; Sie würden mich daher zu Dank verpflichten, wenn Sie ihn mir abtreten wollten.“

„Mit Vergnügen,“ entgegnete sie. „Es freut mich wirklich, einen Wunsch von Ihnen erfüllen zu können, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie öfter etwas von mir verlangen wollten, was ich Ihnen gewähren kann.“

Sie sprach diese Worte mit einer eigenthümlichen Betonung und sah ihn dabei mit zärtlichen, schmachtenden Blicken an.

Er mußte verstehen, was sie sagen wollte, aber er blieb stumm, und sie fügte, gereizt durch seine Gleichgültigkeit, hinzu:

„Leider aber wird uns so selten das Glück zu Theil, Sie bei mir zu sehen, daß ich mich gewiß mit vollem Recht über Vernachlässigung beklagen darf.“

„Der Dienst — die vielen Geschäfte —“ stammelte er verlegen.

„Nehmen vielleicht die Fortifikationsarbeiten Ihre Zeit so ausschließlich in Anspruch, daß Sie darüber keine für Ihre Frau übrig behalten?“ fragte sie ironisch.

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der Prinz ganz plötzlich in einen gewaltigen Zorn gerieth. Er faßte rauh ihre beiden Arme, schüttelte sie heftig und rief wüthend:

„Was wollen Sie damit sagen?“

Die arme Prinzeß wußte sich das Aufbrausen ihres Gemahles nicht zu deuten. Sie sagte daher, indem sie sich voll Unwillen von seinem Griffe befreite:

„Mein Gott, was soll ich denn damit anders sagen wollen, als was die Worte ausdrücken?“

„Ich will aber wissen,“ rief er, etwas ruhiger zwar, aber immer noch aufgebracht, „wie Sie zu dieser Frage kommen?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt,“ sagte sie unbefangen. „Als ich mich unlängst darüber beklagte, daß ich von Ihnen vernachlässigt und durch auffallende Kälte gekränkt werde, sagte Prinz Louis lachend, das dürfte ich Ihnen nicht übel nehmen, denn Sie betrieben seit einiger Zeit mit großem Eifer Fortifikationsarbeiten. Ich erblicke darin gar nichts Unrechtes und sehe daher auch nicht ein, wie die Frage Sie beleidigen könnte: wohl aber bin ich der Meinung, Sie könnten neben dieser Beschäftigung wohl so viel Zeit erübrigen, sich auch zuweilen mit mir zu beschäftigen.“

„Darin mögen Sie nicht Unrecht haben, „entgegnete Prinz Paul; „übrigens bin nicht ich es, der sich mit Fortifikotionsarbeiten beschäftigt, sondern es ist der Erbprinz. Aber ich rathe Ihnen, gegen denselben nicht darauf anzuspielen, denn er treibt diese Liebhaberei ganz im Geheimen und würde es ungern sehen, wenn davon gesprochen würde. — Nun aber empfangen Sie nochmals meinen Dank für die Abtretung des Grooms und leben Sie wohl."

„Wollen Sie mich wirklich schon wieder verlassen?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Ich muß!" entgegnete er und wendete sich der Thüre zu.

„Ich glaube in der That," sagte sie bitter, „Sie sehnen sich mehr nach der Gesellschaft des Grooms, als nach der meinigen!"

Kaum waren diese unbedachten Worte aus ihrem Munde, als der Prinz rasch zu ihr zurückkehrte.

Ein unwürdiger Schlag traf ihre zarte Wange; dann stürmte er wüthend zum Zimmer hinaus, sie aber sank nieder auf den Divan, bedeckte das brennende Gesicht mit beiden Händen und schluchzte so heftig, als sollte ihr die Brust zerspringen.

So saß sie eine halbe Stunde und länger! — endlich aber beruhigte sie sich, indem sie mit einer gewaltigen Anstrengung ihren Kummer und ihren Unwillen bezwang und sie besaß so viel Selbstbeherrschung, daß sie mit freundlicher Miene die Sängerin Lucie, die Primadonna des fürstlichen Hoftheaters,

die eben so, wie Ida, eingeladen war und die Reihe der reizenden Besucherinnen eröffnete, empfing.

„Willkommen zum ersten Male in meinem kleinen Tempel der Lust und Freude, holde Philomele Lucia!“ sagte sie, schloß die Sängerin in ihre Arme und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen, wie ein Liebhaber ihn nicht feuriger und üppiger hätte geben mögen.

Die so Geliebkoste sah die Prinzeß verwundert an, und schien etwas sagen zu wollen, aber noch ehe sie ihr Staunen über einen solchen Empfang in Worten auszudrücken vermochte, kamen Ida und die anderen eingeladenen Damen herein und wurden auf gleiche Weise von der Prinzeß begrüßt.

Dann brachten Diener Erfrischungen; die zarten Wesen sprachen den feurigen Weinen ohne Zwang zu, so daß sie sich bald in einem ziemlich aufregenden Zustande befanden und es kam die lebhafteste, mannigfaltigste Unterhaltung in Gang. Muntere Spiele wechselten mit scherzhaften Neckereien und nicht selten streifte der Ton an ausgelassene Zügellosigkeit.

Besonders war es die Prinzeß Paul, die sich toller Lustigkeit hingab und die komischesten Einfälle vorbrachte.

Bei ihr galt es, den Aerger und Kummer zu betäuben und zu vergessen, welchen der Auftritt mit ihrem Gemahl in ihr erweckt hatte.

Lucie, die ihren eigenen Augen und Ohren bei alledem, was sie sah und hörte, nicht trauen zu dürfen glaubte, machte

zwar mit guter Miene bei bösem Spiel Alles mit, weil sie fürchtete, durch spröde Ziererei in den Augen der anderen Mädchen lächerlich zu erscheinen; als sie aber in Begleitung Ida's, fortfuhr, sagte sie zu dieser in ihrem treuherzigen Wiener Dialekt:

„Döſs paßt mir nit! — I geh' nit mehr hin!"

[illegible] unbefangen [illegible] und zu Ehren der [illegible] empfing.

[illegible] im kleinen Kreise [illegible] in der Lust und Freude, holde Philomele Lucia!" sagte [illegible] in ihre Arme und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen, wie ein Liebhaber ihn nicht feuriger und üppiger hätte geben mögen.

Die so Geliebkoste sah die Prinzeß verwundert an, und schien etwas sagen zu wollen, aber noch ehe sie ihr Staunen über einen solchen Empfang in Worten auszudrücken vermochte, kamen Ida und die anderen eingeladenen Damen herein und wurden auf gleiche Weise von der Prinzeß begrüßt.

Dann brachten Diener Erfrischungen; die zarten Wesen sprachen den feurigen Weinen ohne Zwang zu, so daß sie sich bald in einem ziemlich aufregenden Zustande befanden und es kam die lebhafteste, mannigfaltigste Unterhaltung in Gang. Muntere Spiele wechselten mit scherzhaften Neckereien und nicht selten streifte der Ton an ausgelassene Zügellosigkeit.

Besonders war es die Prinzeß Paul, die sich toller Lustigkeit hingab und die komischsten Einfälle vorbrachte.

[illegible] ihr [illegible] es, den Ärger und Kummer zu betäuben und zu [illegible], [illegible] der Gestalt mit ihrem Gemahl in ihr [illegible].

Lucia, die [illegible] Augen und Ohren bei alledem, was sie sah und hörte, nicht trauen zu dürfen glaubte, machte

Neuntes Capitel.

Im Cabinet des Fürsten.

Geschäftige Zungen, an denen es in den Kreisen des Hofes eben so wenig fehlt, wie in den niederen Ständen, und die sich ein boshaftes Vergnügen daraus machen, Unfrieden selbst in den glücklichsten Ehen zu stiften, hatten der Erbprinzeß zugeflüstert, daß ihr Gemahl die Treue gegen sie verletze.

Zwar hatten die Verleumder nicht dabei gewagt, Ida geradezu als die Verführerinn des Prinzen zu bezeichnen, allein nach manchen Winken und Andeutungen konnte die Erbprinzeß nicht daran zweifeln, daß sie es sei, die ihren Gemahl auf Abwege locke, wenn auch nicht absichtlich, so doch durch die Macht ihrer Reize und dadurch, daß sie den Bewerbungen des Erbprinzen nicht kräftig genug Widerstand leistete.

Die junge, schöne, liebenswürdige Prinzeß, die alle Ursache hatte, der Macht ihrer eigenen Reize zu vertrauen, lieh den Zuflüsterungen ein um so willigeres Gehör, als sie selbst schon seit einiger Zeit eine Erkaltung in dem Benehmen ihres Gemahls gegen sie wahrgenommen hatte.

Eben so von Eifersucht erfüllt, wie in ihrem Stolze gekränkt, griff sie daher zu einem Mittel, über welches sie selbst, als ihrer unwürdig hätte erröthen sollen, und das sie bei jeder Andern unbedingt verdammt haben würde.

Als der Erbprinz eines Tages verreist war, so daß sie sicher sein durfte, von ihm nicht überrascht zu werden, schlich sie sich heimlich in dessen Zimmer und durchsuchte seinen Schreibtisch, welcher unverschlossen stand, da der Prinz wußte, daß keiner seiner Diener sich eine ähnliche Freiheit herausnehmen würde, wie seine Gemahlin in diesem Augenblicke.

Die Prinzeß aber that es, wenn auch klopfenden Herzens und unter der beständigen Furcht, in zärtlichen Liebesbriefen Beweise der Untreue aufzufinden. Und doch waren es grade diese, nach denen sie suchte, wobei sie freilich den geheimen Wunsch hegte, keine zu entdecken.

Schon hatte sie mehrere Fächer herausgezogen, ohne ihre Mühe belohnt, ihre Erwartung erfüllt zu sehen. Da stieß sie bei der Oeffnung eines neuen Faches ein halb staunendes, halb erschrockenes „Ha!“ aus.

Was diesen Ausruf veranlaßte, war ein elegantes Etui, aus dem ihr, als sie es öffnete, ein eben so geschmackvoller als kostbarer Perlenschmuck entgegenstrahlte. Im lieblichsten Verein mischte sich das Feuer der Diamanten mit dem zarten Schmelz der Perlen, und jedes Frauenauge, das auf diesen Schmuck fiel, mußte entzückt sein.

War aber das Vorhandensein dieses Etuis mit seinem kostbaren Inhalt allein schon ein Beweis für die gefürchtete Untreue ihres Gemahles? Sicher wäre es zu kühn gewesen, dies zu behaupten, und schnell verbannte die Prinzeß einen kränkenden Argwohn, indem sie sich sagte:

„Gewiß ist das eine zarte Ueberraschung, die Moritz mir zu meinem nahe bevorstehenden Namenstage bereitet!“

Und um sich in dieser Voraussetzung zu bestärken, zugleich aber auch vor Furcht bebend, dieselbe durch überzeugende Beweise wiederlegt zu sehen, suchte sie in dem Fache nach irgend einem Papiere, aus dem sich ersehen ließe, für wen das Geschenk bestimmt sei.

Sie fand keines und auch sonst nicht die geringste Andeutung, und dadurch in ihrer Vermuthung sich bestätiget, sie selbst solle die Empfängerin sein, sah sie mit freudiger, zugleich aber auch mit banger Erwartung ihrem Namenstage entgegen.

Dieser erschien, aber unter den zahlreichen zierlichen, geschmackvollen und kostbaren Geschenken, welche, mit den schönsten und seltensten Blumen gemischt, vor ihren Blicken ausgebreitet lagen, suchte sie vergebens nach dem Perlenschmuck.

„Also nicht für mich?“ seufzte sie, und nur mit Mühe bezwang sie den Unmuth, der sich ihrer bemächtigte und kein finsteres Wölkchen auf ihrer Stirne verrieth, daß alle die Gegenstände, die sie empfing, ihr kaum einige Freude machten, da sie unter ihnen den bestimmt Erwarteten vermißte.

Uebrigens zeigte der Erbprinz sich aber auch an diesem Tage so liebenswürdig und aufmerksam gegen seine Gemahlin, daß es der Prinzeß nicht schwer wurde, ihre getäuschte Erwartung zu verbergen.

Indeß richtete sie seit diesem Tage bei jedem Hoffeste, namentlich aber auf den Theaterbällen, zu denen auch dem größern Publikum gegen ein hohes Entréegeld der Zutritt gestattet war, die Augen grübelnd und forschend auf den Schmuck der Damen. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber widmete sie diesem Gegenstande bei jeder neuen Vorstellung, welche den Damen des Theaters Gelegenheit bot, sich in fürstlicher Toilette, und folglich auch in fürstlichem Schmucke zu zeigen.

Allein der Perlenschmuck kam nicht zum Vorschein, und wieder tröstete das hoffende und liebende Herz der Erbprinzeß sich mit dem Gedanken:

„Der Schmuck ist doch für Dich bestimmt, und als Gelegenheit, Dich damit zu überraschen, hat Dein Gemahl die Festlichkeiten ausersehen, die zu der Vermählung seiner Schwester statt finden sollen. — Wo könntest Du dieses herrliche Geschmeide auch in der That den bewundernden Blicken besser zeigen, als auf dem Theaterballe, zu welchem die ganze Residenz Zutritt erhalten wird!“

Und wie früher ihrem Namenstage, so sah sie jetzt dem großen Vermählungsballe mit freudiger und zugleich banger Erwartung entgegen.

Wenige Tage vor diesem Balle nun, der die ganze Residenz in Spannung versetzte, fand zwischen dem Prinzen und der Prinzeß Paul der Auftritt statt, welchen wir in dem vorhergehenden Kapitel schilderten und der leicht die ernstesten Folgen hätte nach sich ziehen können.

Denn durch die Anspielungen seiner Gemahlin im höchsten Grade aufgeregt, eilte der Prinz Paul geraden Weges zu dem regierenden Fürsten.

Von seinem Vorrechte als Mitglied des fürstlichen Hauses Gebrauch machend, trat er unangemeldet in das Arbeitscabinet des Fürsten Werner.

Er fand bei diesem außer einigen anderen Mitgliedern des Kabinets, den ersten Minister, gegen welchen er schon längere Zeit lebhaften Groll hegte, da er dessen Regierungsweise verdammte, wie er dies bei jeder Gelegenheit offen an den Tag legte, indem er mit seiner Partei, deren eigentliches, wenn auch nicht eingestandenes Oberhaupt der Erbprinz war, auf den Sturz des Mannes hinarbeitete, der in dem Lande für mächtiger galt, als der Fürst selbst, welchen der schlaue Diplomat über den wahren Zustand und die Gesinnungen der Unterthanen geschickt zu täuschen wußte. Der Fürst, der von den redlichsten Gesinnungen beseelt war, hatte daher durch das Verfahren seines Ministers die frühere Liebe des größten Theiles seines Volkes verscherzt, und als ein wahres Glück

mußte man es daher betrachten, daß das Land des Fürsten Werner zu unbedeutend war, um in die politische Wagschale der Völkergeschicke ein verderbliches Gewicht zu werfen.

Der Anblick des verhaßten Widersachers regte die Galle des Prinzen Paul noch mehr auf, als sie es ohnehin schon war, und mit einem Tone, wie die Ehrerbietung vor dem Herrscher des Landes und dem Oberhaupte der Familie ihn kaum gestattete, trat er, einen geringschätzenden Blick auf den Minister werfend, dicht zu dem Fürsten Werner heran und sagte mit sichtlicher und hörbarer Aufregung:

„Mein Onkel, ich kann als Mitglied des Kabinets und unseres Hauses nicht länger geduldig mit ansehen, daß das Wohl und die Ehre des Landes sowie unseres fürstlichen Geschlechtes durch ein Regierungsverfahren, wie es unserem Herrn Minister beliebt, gefährdet werden. Ich trage deshalb darauf an —“

Noch ehe der Fürst zu antworten vermochte, trat der Minister, der bei den Worten des Prinzen bald blaß, bald roth geworden war, einen Schritt vor, und sagte mit lauter Stimme, und nicht minder aufgeregt, wie Prinz Paul selbst:

„Durchlaucht, für den Gang der Regierung bin ich verantwortlich, und so lange Seine Hoheit billigen, was ich rathe und thue, werde ich —“

Weiter kam er nicht in seiner zornigen Aeußerung.

Jede Mäßigung, jede Rücksicht auf die Gegenwart des Fürsten vergessend und purpurroth vor Zorn rief Prinz Paul:

„Seit wann darf ein Diener sich unterstehen, einem

regierenden Prinzen des regierenden Hauses früh in das Wort zu fallen?"

Dabei erhob er die geballte Faust und als er sie mit Blitzesschnelle zurückzog, hätte man auf der Wange des Ministers einen verdächtigen rothen Fleck bemerken können. Aber keiner der Anwesenden hatte etwas gesehen, — wollte etwas gesehen haben, — denn Alle richteten die Augen scheu auf den Boden.

Leichenblaß stammelte der Minister, zu dem Fürsten sich wendend:

„Genugthuung, Eure Hoheit! Genugthuung!"

Fürst Werner winkte seinem Günstlinge, den Manche als seinen Gebieter betrachteten, so sehr ließ er sich von ihm lenken, begütigend mit der Hand und sagte mit strengem Tone:

„Prinz Paul, Sie begeben sich auf der Stelle zu den im Feldlager versammelten Truppen, übernehmen das Kommando derselben und kehren nicht eher in die Residenz zurück, als bis im Pulverrauche der Manöver-Cartouchen Ihre Hitze sich abgekühlt hat."

Ohne ein Wort zu entgegnen verbeugte der Prinz sich stumm und verließ mit hoch aufgerichtetem Kopfe das fürstliche Kabinet.

regierenden Prinzen des regierenden Hauses früh in das Wort zu fallen?“

Dabei erhob er die geballte Faust und als er sie mit Blitzesschnelle zurückzog, hätte man auf der Wange des Ministers einen verdächtigen rothen Fleck bemerken können. Aber keiner der Anwesenden hatte etwas gesehen, — wollte etwas gesehen haben, — denn Alle richteten die Augen scheu auf den Boden.

Leichenblaß stammelte der Minister, zu dem Fürsten sich wendend:

„Genugthuung, Eure Hoheit! Genugthuung!“

Fürst Werner winkte seinem Günstlinge, den Manche als seinen Gebieter betrachteten, so sehr ließ er sich von ihm lenken, begütigend mit der Hand und sagte mit strengem Tone:

„Prinz Paul, Sie begeben sich auf der Stelle zu den im Feldlager versammelten Truppen, übernehmen das Kommando derselben und kehren nicht eher in die Residenz zurück, als bis im Pulverrauche der Manöver-Cartouchen Ihre Hitze sich abgekühlt hat.“

Ohne ein Wort zu entgegnen verbeugte der Prinz sich stumm und verließ mit hoch aufgerichtetem Kopfe das fürstliche Kabinet.

Zehntes Capitel.

Eine Verführte.

In ihrem glänzenden Boudoir, nachlässig ausgestreckt auf den Polstern des Divans, dessen weiche Sprungfedern sich jeder Bewegung der reizenden Künstlerin willig und wie zu verliebter Umarmung anschmiegten, lag Ida, das liebliche Köpfchen auf den blendend weißen, voll und üppig gerundeten Arm gestützt.

Sie sah vor sich hin auf einen Fleck; ihre Stirn war dabei finster gerunzelt, und es schien, als würde sie von Sorgen bedrückt.

So war es auch in der That; denn hingerissen durch ihre Eitelkeit, verlockt durch das Verlangen, mit ihrer Toilette alle ihre Kolleginnen, ihre Nebenbuhlerinnen und Neiderinnen

zu überbieten und in der Mode selbst für den Hof als erste Tonangeberin zu erscheinen, getrieben durch die scheinbare Nothwendigkeit, ihre häusliche Einrichtung, ihre ganze Umgebung, mit den reichen Geschenken in Einklang zu bringen, die ihr von allen Seiten zuflogen, angespornt endlich durch ihren bösen Geist, die Tante Gertrud, hatte sie in ihren Ausgaben ihre Einnahmen weit überschritten, und viele ihrer Gläubiger fingen an, der ewigen Vertröstungen überdrüssig zu werden, und ungestüm nicht eben auf die höflichste Weise zu mahnen, wie das leider die Art roher Handwerker ist, welche sich einbilden, ihr redlich verdientes Geld müßte ihnen zu rechter Zeit werden, damit sie nicht Gefahr liefen, mit ihrer Familie Noth zu leiden und ihre eigenen Verbindlichkeiten unerfüllt zu lassen.

„Aberglaube! Eitle Anmaßung!“ Denkt bei einer solchen Forderung mancher gefeierte Künstler, manche angehende und bewunderte Künstlerin, welche ihre Gemächer mit unbezahlten und unbrauchbaren Luxusgegenständen anfüllen, oft sogar geschmacklos überfüllen, und die armen Handwerker, denen sie die Ehre erzeigen, für sie arbeiten zu dürfen, sich nach ihrem mühsam gewonnenen Verdienst die Füsse ablaufen zu lassen.

Zu dieser gewissenlosen Sorte von Bühnenmitgliedern gehörte nun Ida zwar nicht; denn wenn sie auch leichtsinnig und unbedachtsam Schulden gemacht hatte, ohne zu überlegen, wovon sie dieselben bezahlen sollte, so empfand sie doch, wie

wir sahen, darüber Sorgen, und eben jetzt zerbrach sie sich wegen der Bezahlung das schöne Köpfchen.

„Wo soll ich nun das Geld hernehmen, um die armen Menschen zu befriedigen!“ fragte sie seufzend die Tante Gertrud, die neben ihr saß und mit spöttelndem Blicke auf sie herabsah.

„Ich begreife nicht, wie Du Dir darüber Gedanken machen kannst,“ sagte die Tante lächelnd. „Das Mittel liegt ja nahe und offen auf der Hand, nur willst Du es nicht sehen und danach zugreifen.“

„Ich verstehe Dich nicht Tante,“ sagte Ida, und schüttelte den Kopf.

„Ach, verstelle Dich doch nicht,“ entgegnete Gertrud unwillig. „Du weißt recht gut, daß ich den Fürsten meine.“

„Aber wenn ich ihn auch wirklich darum bitten wollte, meine Schulden zu bezahlen,“ sagte Ida zweifelnd, „würde er sich dazu bereit finden lassen?“

„Umsonst freilich nicht,“ meinte die Tante, „aber eine Liebe ist der andern werth! Natürlich müßtest Du vorher Gewißheit haben, aber wenn Du dann Deine Sprödigkeit nur eine Viertelstunde vergessen wolltest —“

„Nimmermehr!“ rief Ida empört. „Ich habe Bankwitz Treue geschworen, und ich werde mit Gottes Hülfe den Schwur halten.“

„Du bist eine Närrin,“ sagte Frau Gertrud spottend, „und wirst Dich schon noch früh genug anders besinnen.“

Als wollte der böse Feind selbst der Verführerin zu Hülfe kommen, wurde in eben diesem Augenblicke ein Brief an Ida abgegeben. Sie las ihn, und warf ihn dann empört bei Seite.

„Schändlich! Nichtswürdig! Unerhört!“ rief sie heftig aus.

„Was bringt Dich denn so in Harnisch?“ fragte die Tante und hob das Blatt vom Boden auf.

Es war ein Mahnbrief, in den gröbsten pöbelhaftesten Worten abgefaßt, und mit der Drohung schließend, daß der Schreiber auf gerichtliche Auspfändung antragen würde, wenn er nicht binnen drei Togen vollständig befriedigt wäre.

„O, über die Schande!“ rief Ida außer sich, „denn ich kann ja nicht zahlen und weiß durchaus keinen Rath zu schaffen!“

„Der Fürst allein kann helfen,“ sagte Frau Gertrud mit schlecht verhehltem Triumph; denn sie hoffte jetzt ihr Ziel sicher zu erreichen. „Soll ich in Deinem Namen mit dem Adjutanten, dem Herrn von Menger, sprechen?“

„Nur nicht in meinem Namen,“ sagte Ida; „sonst thu', was Du willst, und ich bin zu Allem bereit, denn ich könnte diese Schande nicht überleben!“

Von Schmerz ergriffen verließ sie nach diesen Worten das Boudoir.

Die Tante sah ihr höhnisch nach.

„Endlich!“ sagte sie dann. „Ich wußte ja, daß es so kommen müßte, und daß ich selbst dabei nicht zu kurz komme, dafür werde ich schon zu sorgen wissen!“

Dann setzte sie sich, stützte den Kopf in die Hände und sann nach, wie sie ihren schändlichen Plan am besten erreichen könnte.

„Daß der Fürst bereit sein wird, das Opfer zu bringen, bezweifle ich nicht,“ fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort; „allein ich muß mir Sicherheit verschaffen, und dazu ist erforderlich, daß dieser lästige Bankwitz für einige Tage entfernt wird, während welcher ich vollständig freie Hände brauche; denn seit Ida so thöricht war, ihre Verlobung zu veröffentlichen ist man ja keinen Augenblick vor dem Besuche dieses widerlichen Menschen geschützt!“

„Der Herr Geheimerath Buschmüller wünscht das Fräulein zu sprechen!“ meldete die Kammerjungfer.

„Führe ihn herein!“ sagte die Tante und als die Zofe sich entfernt hatte, rieb sie sich freudig die Hände und flüsterte in sich hinein:

„Der kömmt wie gerufen, denn wenn ich dem verliebten alten Gecken nur einige Hoffnung mache, dann thut er gewiß, was ich von ihm verlange.“

In diesem Augenblicke trat der Geheimerath ein. Sein weißes Haar schaute nur hier und dort verrätherisch unter der zierlichen braunen Perrücke hervor, und sein übertrieben-moderner Anzug verrieht ebenso, wie sein künstliches Haar das Besteben jung zu scheinen; ein Bestreben, welches freilich durch

sein runzelvolles, abgelebtes Gesicht, nur lächerlich gemacht wurde.

Der greise Jüngling verbeugte sich artig gegen die Tante, blickte dann aber suchend umher, als hätte er gehofft, Ida zu finden.

Lächelnd sagte Gertrud:

„Meine Nichte wird bald erscheinen; sie ist augenblicklich beschäftigt, und ich bitte Sie daher, sich einige Minuten mit meiner Gesellschaft zu begnügen und inzwischen Platz zu nehmen.“

Der Geheimerath folgte dieser Einladung, ergriff dann die dürre Hand Gertrud's, berührte sie flüchtig mit den Lippen und sagte mit gezierter Sprache:

„Schöne Frau, es ist mir im Grunde gar nicht unlieb, daß ich sie allein finde, denn schon längst wollte ich sie bitten, sich meiner bei Ihrer reizenden Nichte anzunehmen.“

„Ich glaube in der That bemerkt zu haben, Herr Geheimerath, daß Sie in Ida verliebt sind,“ sagte Gertrud mit schlauem Lächeln; „aber ich weiß nicht was ich für Sie zu thun vermag. Nur Ihre eigene Liebenswürdigkeit kann Sie an das Ziel Ihrer Wünsche führen.“

„Ich weiß! ich weiß!“ sagte er wohlgefällig, „ich glaube mir auch schmeicheln zu dürfen, daß Fräulein Ida mir wohl will; aber bisher suchte ich vergebens, ein Alleinsein mit ihr herbeizuführen, und wenn Sie — was Sie gewiß könnten — mir dazu eine günstige Gelegenheit verschaffen wollten, so

dürften Sie überzeugt sein, daß ich meinen Dank nicht auf bloße Worte beschränken werde."

„Wenn ich auch bereit wäre, Ihnen gefällig zu sein, Herr Geheimrath, so geschähe dies gewiß nicht aus Eigennutz. Indeß würde sich ein Alleinsein mit meiner Nichte sehr schwer herbeiführen lassen, seitdem ihr Bräutigam, der Assessor von Bankwitz sie so wenig verläßt, wie ihr Schatten."

„Ja, ich habe von seinem Glücke gehört," seufzte der Geheimrath.

„Sind Sie nicht sein Vorgesetzter?" fragte Gertrud.

„Allerdings; aber in Herzensangelegenheiten gilt keine Rangordnung. Da steht selbst der Referendar oft über dem Rath!"

„Ich dachte auch nicht daran, daß Sie ihn bei Ida ausstechen sollten; aber ich glaube," — fügte sie lauernd hinzu, — „wenn Sie ihn für einige Zeit entfernen könnten, — vielleicht durch irgend einen dienstlichen Auftrag — so ließe es sich wahrscheinlich während der Zeit arrangiren, daß Sie meine Nichte allein träfen."

„Vortrefflich!" rief der Geheimrath freudig. „Und was die Entfernung betrifft, so böte sich dazu eben jetzt eine sehr günstige Gelegenheit, indem ich eben heut einen Auftrag erhalten habe, der außerordentlich —"

Er unterbrach sich beinahe erschrocken, als hätte er schon zu viel gesagt, und rasch fügte er hinzu:

„Genug, verlassen Sie sich darauf, daß er uns während mehrerer Tage nicht belästigen soll. — Aber wird denn Fräulein Ida nicht sichtbar?" fragte er. „Ich dachte, eben jetzt —"

„Ich will gleich nachsehen," unterbrach ihn Gertrud, „wenn Sie es nicht übel nehmen, daß ich Sie einen Augenblick allein lasse."

Zum Zeichen der Einstimmung verbeugte er sich und Gertrud ging, doch nur, um gleich darauf mit verdrießlicher Miene zu melden:

„Sie ist mit ihrem Schneider beschäftigt, und Sie wissen wohl, daß so wichtige Conferenzen gewöhnlich Stunden in Anspruch nehmen, zumal, wenn es sich, wie hier, um ein neues Costüm handelt. — Für heute müssen Sie daher leider darauf verzichten, meine Nichte zu sprechen."

Der Geheimrath hatte keine Lust, seine Unterhaltung mit der Alten zu verlängern, und empfahl sich.

„Das wäre gelungen," sagte Gertrud, indem sie ihm nachsah. „Ich hoffe, der Herr von Menger wird wohl sehr be-

reitwillig seinen Beistand in dieser Sache leihen und ich müßte mich auf Intriguen schlecht verstehen, wenn dieser hochnasige Herr von Bankwitz nicht bei seiner Rückkehr Ida als die erklärte Geliebte des Fürsten findet."

[illegible] Frage nicht beleidigen soll. — Aber wird denn Fräulein Ida nicht sichtbar?" fragte er. „Ich dachte, eben jetzt —"

„Ich will gleich nachsehen," unterbrach ihn Gertrud, „wenn Sie es nicht übel nehmen, daß ich Sie einen Augenblick allein lasse."

Zum Zeichen der Zustimmung verbeugte er sich und Gertrud ging, doch nur, um gleich darauf mit verdrießlicher Miene zu melden:

„Sie ist mit ihrem Schneider beschäftigt, und Sie wissen wohl, daß so wichtige Conferenzen gewöhnlich Stunden in Anspruch nehmen, zumal, wenn es sich, wie hier, um ein neues Costüm handelt. — Für heute müssen Sie daher leider darauf verzichten, meine Nichte zu sprechen."

Der Geheimrath hatte keine Lust, seine Unterhaltung mit der [illegible] fortzusetzen, und empfahl sich.

„Das wäre gelungen," sagte Gertrud, indem sie ihm nachsah. „Ich höre, der Herr von Wenger wird wohl sehr be-

Elftes Capitel.

Eine geheime Sendung.

Ohne eine Ahnung von den schändlichen Plänen ihrer Tante war Ida ausschließlich mit den Vorbereitungen zu ihrer Toilette für den großen Vermählungsball in dem Theater beschäftigt, da wurde ihr eine freudige Ueberraschung zu Theil, die sie indeß, in Rücksicht auf ihren Verlobten mit einiger Bangigkeit erfüllte.

Morgens nämlich, als sie eben mit ihrer Toilette beschäftigt war, brachte ein Lakai des Erbprinzen ihr ein Päckchen, begleitet von einigen Zeilen. Diese lauteten:

„Anbetungswürdige Ida!

„Sie werden mich in Gedanken bereits der Saumseligkeit oder Vergeßlichkeit beschuldigt haben, weil ich das Vielliebchen, welches ich vor Wochen mit Ihnen aß, und zu verlieren so glücklich war, noch nicht bezahlte.

„Empfangen Sie nun zur Tilgung meiner Schuld die beifolgende Kleinigkeit, und wenn Sie mich hoch erfreuen wollen, so bekleiden Sie sich auf dem bevorstehenden Theaterballe, welcher der Vermählung meiner Schwester zu Ehren der Residenz gegeben wird, mit dem Schmucke Ihren schönen Hals, der freilich die bescheidenen Perlen an blendender Weiße überstrahlen wird.

Ihr

demüthiger Anbeter

Moritz."

Während Ida das Billet las, wobei sie über die enthusiastischen Ausdrücke erröthete, hatte Gertrud das Päckchen entsiegelt und als Ida zu Ende war, hielt sie ihr mit freudefunkelndem Blick das Etui vor, welches — den Perlen-Schmuck enthielt, den die Gemahlin des Gebers zu dem bevorstehenden Feste zu empfangen hoffte.

Ida konnte sich eines Ausrufes freudiger Bewunderung über den köstlichen Schmuck nicht erwehren; indeß sogleich sagte sie mit einem tiefen Seufzer:

„Wird Bankwitz mir aber auch gestatten, dies allzukostbare Geschenk anzunehmen?"

„Du wirst nicht so thöricht sein, ihn um seine Erlaubniß zu fragen," sagte Gertrud, „und wenn Du die Perlen zu dem Balle getragen hast, dann wäre es durchaus unstatthaft, sie zurückzugeben."

„Ja, Du hast Recht, Tante," sagte Ida sinnend, denn es hieße ihrer Eitelkeit ein zu großes Opfer zugemuthet haben, hätte sie es sich versagen sollen, bei einem so glänzenden Feste diesen Schmuck anzulegen. „Sorge deshalb nur dafür, daß Bankwitz die Perlen nicht vor dem Balle zu sehen bekömmt."

„Daran wird er leicht zu verhindern sein!" sagte Gertrud lachend, und übernahm nun selbst das elegante Etui zur Aufbewahrung.

Beinahe zu eben der Zeit, als dieser Auftritt bei der Toilette Idas stattfand, war Bankwitz zu dem Geheimrath Buschmüller beschieden.

Dieser empfing ihn in seinem abgesonderten Arbeitskabinet, welches gegen jedes Lauscherohr gesichert war. Sobald der Assessor eintrat, forderte der Geheimrath ihn auf, in übergroßer Vorsicht auch noch die Thür zu verschließen.

Dann winkte er Bankwitz nahe zu dem Armsessel heran, auf dem er selbst sich zurücklehnte, und sagte mit leiser Stimme und ernstem Tone, indem er dabei die Blicke fort-

während forschend auf das Gesicht seines Untergebenen gerichtet hielt:

„Herr von Bankwitz, ich habe Ihnen einen wichtigen Auftrag zu ertheilen, der seiner Natur nach ebenso kitzlich, wie in der Ausführurg schwierig ist. Es sind dazu Umsicht, List und Entschlossenheit erforderlich, und Sie können aus der Uebertragung dieser Sache ersehen, welch' unbegrenztes Vertrauen ich in Ihre Fähigkeit, ganz besonders aber auch in Ihre Verschwiegenheit, setze; denn diese muß ich Ihnen zur heiligen und unverbrüchlichen Pflicht machen."

„Ich werde nach besten Kräften bemüht sein, Herr Geheimrath, Ihrem Vertrauen, durch das ich mich hoch geehrt fühle, in jeder Weise zu entsprechen. — Darf ich um die Gewogenheit bitten mir zu sagen, worin der Auftrag besteht?"

Der Geheimrath antwortete nicht sogleich auf diese Frage. Es schien beinahe, als sei er um den Eingang verlegen, endlich aber räusperte er sich und sagte:

„Seine Hoheit, unser allergnädigster Fürst so wie der Herr Minister bemerkten seit einiger Zeit allerhand Intriguen, welche offenbar darauf berechnet sind, die Regierungspläne zu hemmen, oder zu durchkreuzen. Es ist daher von Wichtigkeit, die Quellen, von welchen sie ausgehen, so wie die Personen, welche dabei die Hand im Spiele haben, kennen zu lernen. Zwar lassen verschiedene Anzeichen und Vermuthungen daüber kaum einen Zweifel, allein es handelt sich darum, Gewißheit,

unumstößliche Beweise zu erlangen, und diese sollen Sie verschaffen."

„Ich?" sagte Bankwitz verwundert. „Wie wäre ich das im Stande?"

Der Geheimrath sah sich nach allen Seiten um, als wollte er sich nochmals überzeugen, daß kein Lauscher in der Nähe sei; dann winkte er dem Assessor noch näher heran, und indem seine Sprache zu einem leisen Geflüster herabsank, sagte er:

„Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die verwitwete Fürstin mit unserem gnädigsten Herrn auf etwas gespanntem Fuße steht. Sie kann es nicht vergessen, daß zu den Lebzeiten des verstorbenen Fürsten eigentlich sie es war, welche das Land regierte; da dies nun auf offenem Wege nicht mehr geht, versucht sie es auf heimlichen. Die Beweise dafür müssen sich in ihrem Portefeuille finden. Es kömmt deshalb darauf an, sich desselben zu bemächtigen, natürlich heimlich und ohne Aufsehen. Hier ist das unmöglich, davon habe ich mich bereits überzeugt. Nun ist aber die durchlauchtige Frau unzufrieden mit der Vermählung unserer gnädigsten Prinzeß, und um dies nicht augenscheinlich zu zeigen, macht sie einen Besuch bei dem Hofe von S., um auf diese Weise dem Vermählungsballe aus dem Wege zu gehen. — Uebermorgen reist sie mit der Eisenbahn ab, und auf dieser Reise muß es möglich sein, sich ihres Portefeuilles zu bemächtigen, und zwar um so leichter, da sie sich keines Extrazuges, sondern des gewöhnlichen Eilzuges bedienen wird. — Ihnen nun fällt der ehrenvolle Auftrag zu,

den Wunsch seiner Hoheit zu erfüllen, und Sie dürfen für die Ueberbringung des Portefeuilles einer reichen Belohnung, vielleicht sogar der Beförderung gewiß sein."

„Wie!" rief Bankwitz entrüstet. „Ich soll einen Diebstahl ausführen, und das nennen Sie einen ehrenvollen Auftrag, Herr Geheimrath?"

„Ei, Sie sind ja sehr zartsinnig, mein Lieber," sagte der Geheimrath spottend. „Uebrigens steht es Ihnen frei, die Kommission von der Hand zu weisen; aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß dann von Beförderung nie die Rede sein könnte, daß Sie vielmehr wahrscheinlich in Ruhestand versetzt werden würden."

Bankwitz sah ein, daß eine solche Folge nicht unmöglich sei. Dann aber war jede Hoffnung auf die Verbindung mit Ida verschwunden, und mit einem raschen verzweifelten Entschlusse sagte er daher:

„Nun wohl Herr Geheimrath, ich übernehme die Ausführung des Auftrages, aber ich wasche wegen des Unehrenhaften, das darin liegt, meine Hände."

„Thun Sie das, Herr Assessor," sagte Herr Buschmüller kalt, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie keines Brönner'schen Fleckenwassers bedürfen werden, um Ihre Ehre von diesem Flecken zu reinigen."

Der Assessor zuckte unwillkührlich die Achseln über diesen matten Witz seines Vorgesetzten und fragte dann:

„Darf ich um eine schriftliche Instruktion bitten?“

„Was fällt Ihnen ein!“ rief der Geheimrath verwundert, beinahe erschrocken. „Ertheilt man Instruktionen zu dergleichen geheimen Aufträgen jemals schriftlich? — Gehen Sie nun und treffen Sie Ihre Vorkehrungen so, um sich das Gelingen Ihres Unternehmens möglichst zu sichern. — Das nöthige Reisegeld wird Ihnen ausgezahlt werden.“

Bankwitz wollte gehen und hatte den Griff der Thür bereits in der Hand, als der Geheimrath ihn zurück rief und sagte:

„Noch Eins! — Sollten Sie auf der Reise keine Gelegenheit finden, so suchen Sie diese in S. oder auf der Rückreise, jedenfalls aber rechne ich darauf, daß Sie nicht ohne das Portefeuille zurückkehren.“

Mit einer stummen Verbeugung sprach Bankwitz seinen Gehorsam aus. Dann entfernte er sich. Sein Herz war schwer bedrückt und um sich einigen Trost zu gewähren, besuchte er Ida, um gegen sie sein Herz auszuschütten. Zwar durfte er ihr nicht verrathen, was der Gegenstand seiner Sendung sei, allein er theilte ihr wenigstens doch so viel mit, daß er sie nur mit dem äußersten Widerstreben übernommen hätte, weil sie ihm mit den strengen Anforderungen der Ehre nicht vereinbar erschienen.

„Ach Ida,“ sagte er dann, „ich kann mich einer finstern Ahnung nicht erwehren, daß diese Reise für mich — vielleicht

für unser Beider Schicksal — verhängnißvolle Folgen haben wird, und wenn Du mir wenigstens einen Trost gewähren willst, dann versprichst Du mir, während meiner Abwesenheit, weder den Besuch des Erbprinzen, am allerwenigsten aber den des Fürsten zu empfangen.“

„Othello!“ sagte Ida lachend. „Uebrigens gebe ich Dir das Versprechen sehr gerne und unbedingt. — Aber,“ rief sie dann, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen: „Auf diese Weise wirst Du wohl gar zu dem großen Vermählungsballe noch nicht zurück sein?“

„Schwerlich!“ entgegnete er.

„Ach das ist schade,“ sagte sie traurig, „ich hatte mich so darauf gefreut, bei dieser großen Gelegenheit zum ersten Male in einer größeren Versammlung als Deine Braut zu erscheinen und den Neid der vielen Mädchen zu erregen, die sich gewiß im Geheimen Rechnung auf Deine Hand gemacht hatten.“

Ihr Bedauern, den Ball ohne ihren Verlobten mitmachen zu müssen, war wirklich aufrichtig, aber dennoch regte sich in einem entfernten Winkel ihres Herzens ein Gefühl der Freude, daß sie nun den herrlichen Schmuck des Erbprinzen auf dem Balle tragen durfte, ohne die Mißbilligung ihres Verlobten fürchten zu müssen.

„Jetzt aber meine Ida,“ sagte Bankwitz, „muß ich Dich leider verlassen, denn es bleibt mir noch sehr viel zu thun, und ich weiß nicht einmal, ob ich morgen noch so viel Zeit

finden werde, von Dir Abschied zu nehmen. Deshalb lebe wohl; unterhalte Dich auf dem Balle gut, — vor Allem aber — vergiß Dein Versprechen nicht, und verschließe Deine Thür vor unserem allergnädigsten Fürsten!"

Noch einige zärtliche Küsse; dann trennten sie sich.

finden werde, von Dir Abschied zu nehmen. Deshalb lebe wohl; unterhalte Dich auf dem Balle gut, — vor Allem aber — vergiß Dein Versprechen nicht, und verschließe Deine Thür vor unserem allergnädigsten Fürsten!"

Noch einige zärtliche Küsse; dann trennten sie sich.

Zwölftes Capitel.

Der Vermählungsball.

Die weiten Hallen des prächtigen und geschmackvollen fürstlichen Hoftheaters waren in glänzender Beleuchtung der herbeiströmenden Menge der Gäste geöffnet.

Was in der Residenz nur irgend Anspruch auf Bildung machen konnte, oder sich Protektion zu verschaffen wußte, hatte eine Einladungskarte erhalten, und auch in die Provinz waren viele Einladungen an die angesehensten Gutsbesitzer und die Spitzen der Behörden ergangen.

Seit langer Zeit hatte daher C. kein so glänzendes, besonders aber kein so zahlreich besuchtes, Fest gesehen, und schon früh füllten sich die lichtstrahlenden Säle mit Eingeladenen,

die in ihrer Ungeduld nicht früh genug kommen zu können glaubten.

Unter diesen stolzirte als lebendiges Modenbild Herr Blender umher, der auf seinen Reichthum stolz und dadurch von Hochmuth aufgeblasene Hofkleidermacher, der sich wegen dieses Titels, und weil er für viele Herren des Hofes arbeitete selbst als Mitglied der Hofgesellschaft betrachtete.

Er durchwanderte einsam die Säle, Blicke der Geringschätzung, beinahe der Verachtung auf die Gäste richtend, die er als unter sich stehend betrachtete, während er sich mit dem Ausdrucke demüthiger Ehrfurcht, oder mit dem Wesen einer gewissen Vertraulichkeit gegen die vornehmen Herrschaften oder die jungen Herren verbeugte, von denen Letzteren er mehrere zu seinen Kunden zu zählen sich zur Ehre schätzte.

Noch hatte er mit Keinem der Anwesenden ein Wort gewechselt, als er den Grafen von Kühnberg erblickte, einen der vornehmsten Kavaliere des Landes, der durch seine Leutseligkeit so wie durch seine joviale Laune bekannt war.

Freudestrahlenden Gesichtes ging er auf den Grafen zu, um ihn zu begrüßen.

Freundlich erwiederte der Graf seinen Gruß und fragte dann:

„Nun, mein lieber Blender, wie gefällt Ihnen der Ball?“

„Die Dekorirung ist eben so glänzend als geschmackvoll,“ entgegnete der Kleiderkünstler, „nur finde ich die Gesellschaft etwas zu gemischt.“

„Ja freilich,“ entgegnete der Graf mit ironischem Tone lachend, „Schneider können wir nicht alle sein!“

Der „Tailleur de la Cour“ wie Herr Blender sich auf seinem Schneiderschilde nannte, obgleich er kein Wort französisch sprechen konnte, fühlte den Hieb des vornehmen Herrn, aber er wurde seiner Verlegenheit durch ein Gedränge entrissen, welches gegen den Eingang des Saales entstand.

Mit einer graziösen Verbeugung, begleitet von einer sauersüßen Miene, verabschiedete er sich von dem Grafen Kühnberg und eilte der Menge nach.

Bald zeigte sich ihm der Gegenstand, der die allgemeine Bewegung erregte, und gleich vielen Andern brach auch er in ein halblautes „Ach!“ der Bewunderung aus.

Ida erregte dasselbe, und man muß gestehen, daß es wohlbegründet war.

Noch nie erschien das reizende Mädchen schöner, ihre Toilette eleganter, geschmackvoller und reicher, doch das Alles erregte in diesem Augenblicke weniger Aufsehen, als der prachtvolle Schmuck von Perlen und Diamanten, der ihren weißen Hals umschlang und sich, wie stolz auf seinen Platz, auf ihrem vollen Busen wiegte.

Ida konnte es nicht entgehen, daß sie der Gegenstand war, auf den die Blicke Aller sich richteten, und sie fühlte sich dadurch geschmeichelt, obgleich sie that, als bemerkte sie es nicht, indem sie mit ihrer Begleiterin, der Sängerin Lucia,

unbefangen plauderte, bis einige Herren ihrer Bekanntschaft sich zu ihnen gesellten.

Mit den Blicken der Bewunderung, mit den Ausdrücken des Staunens, mischte sich indeß auch manches Wort der Mißbilligung, der Verurtheilung, und nur der Aufmerksamkeit, welche sie den Schmeicheleien ihrer Umgebung widmete, verdankte sie es, daß sie manche spöttische oder beißende Glosse, auf welche Weise sie in den Besitz eines so kostbaren Schmuckes gekommen sein mochte, nicht hörte. Ziemlich laut sagte in ihrer Nähe ein junger Mann:

„So viel ist gewiß, daß sie diese von den Ersparnissen ihrer Gage nicht gekauft hat, denn ungeachtet ihres üppigen Haarwuchses, hat sie doch noch mehr Schulden, als Haare auf dem Kopfe."

Ohne Ahnung solcher Redensarten gab Ida sich dem Vergnügen hin, und als der Tanz begann, flog sie anmuthig und freudestrahlend durch die Reihen.

Plötzlich wurde die Tanzmusick durch einen schmetternden Tusch unterbrochen und die Reihen der Tänzer löten sich zu einem bunten Gemisch und wildem Gedränge auf, denn der Tusch war das bekannte Signal der Ankunft des Hofes.

Die Neugierigen strömten den hohen Herrschaften entgegen, um auch einmal des Glückes zu genießen, den Fürsten, die Fürstin, die Prinzen und die Prinzessinen, in der Nähe ansehen zu können.

Für Ida war dies Glück nichts Neues; sie floh das Ge-

wühl, welches in der Nähe des Raumes herschte, auf dem der Hof durch die mittern Säle wandelte, um sich huldvoll allen den eingeladenen Gästen zu zeigen, bevor er sich zu den reservirten Plätzen auf der Estrade am obern Ende des großen Tanzsaales begab.

Ida zog sich mit ihrer Freundin Lucia und einigen der eifrigsten Anbeter Beider in eines der kleineren Nebengemächer zurück und überließ sich hier einem munteren Geplauder.

Plötzlich sprangen die Herren auf, und verbeugten sich ehrerbietig.

Ida bemerkte erst jetzt, daß die Erbprinzeß in Begleitung einer ihrer Hofdamen auf ihrem Rundwege durch die sämmtlichen Räume in das Zimmer getreten war.

Erschrocken sprang auch sie von ihrem Sitze auf, und verneigte sich zu einem gratiösen Komplimente.

Mit einem gnädigen Kopfnicken wollte die Prinzeß vorübergehen; da hafteten plötzlich ihre Blicke auf dem Schmucke Ida's. Sie faßte mit krampfhafter Heftigkeit den Arm ihrer Hofdame und auf ihrem schönen, ausdrucksvollen Gesichte wechselte dunkle Röthe mit Leichenblässe.

„Führen Sie mich fort, Fräulein von Häckenstein,“ hauchte sie wie mühsam aus gepreßter Brust. „Mir wird plötzlich sehr unwohl! — O, mein Gott! — Die erstickende Hitze!“

Sie lehnte sich wankend, zitternd, auf den Arm des

Fräulein von Häckenstein und verschwand aus dem kleinen Nebengemache.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem plötzlichen Unwohlsein der Erbprinzeß und es entstand ein Augenblick allgemeiner Verwirrung.

Schon befürchtete man, daß dieses Ereigniß die allgemeine Lust und Freude stören und wohl gar dem ganzen Feste ein plötzliches Ende machen würde. Allein schon nach wenigen Minuten eilten die Adjutanten und Kammerherren überall umher, um die Gäste durch die Versicherung zu beruhigen, die hohe Frau sei nur von einem leichten Unwohlsein befallen worden, welches der Leibarzt für gefahrlos erklärt hatte, und man möchte sich daher in der ungezwungenen Freude nicht stören lassen.

Diese Aufforderung fand williges Gehör und bald schien es, als hätte gar keine Störung stattgefunden; wie hätte sich auch bei der Mehrzahl der Gäste aufrichtige Theilnahme erwarten lassen, wo die Verzichtleistung auf ein lange erwartetes Vergnügen auf dem Spiele stand.

Es zeigte sich daher durch die Entfernung der Erbprinzeß und ihres gesammten Hofstaates keine Lücke, und selbst der Fürst und die Fürstin entzogen sich erst nach Mitternacht der Gesellschaft ihrer Gäste, nachdem sie durch den Leibarzt über das Befinden ihrer Schwiegertochter vollkommen beruhigt worden waren.

„Die Prinzeß," sagte derselbe, „ist zwar im höchsten Grade aufgeregt und hat sogar einzelne leichte hysterische Anfälle; aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß diese nur einen moralischen Grund haben, und kann mit Zuversicht sagen, daß durchaus keine wirkliche Gefahr vorhanden ist."

„Gewiß wieder irgend eine eifersüchtige Kinderei," flüsterte der Fürst seiner Gemalin zu, nachdem der Leibarzt ehrerbietig zurückgetreten war. „Wahrscheinlich hat der Moritz irgend ein hübsches Mädchen mit verliebten Blicken angesehen, und über eine solche Kleinigkeit will seine Frau aus der Haut fahren."

„Du nennst dergleichen freilich Kindereien," entgegnete die Fürstin mit einem schmerzlichen Seufzer, der aus der tiefsten Tiefe des Herzens zu kommen schien, „und Dir erscheint als Kleinigkeit, was einer armen vernachläßigten, in ihren heiligsten Rechten gekränkte Frau das Herz brechen möchte."

Der Fürst zuckte bei diesen pathetischen Worten die Achseln, obgleich sie mit dem Ausdrucke des innigsten Gefühles gesprochen wurden und wendete sich dann zu einem der Zunächststehenden mit einigen gnädigen Worten.

Wer hätte bei den unbefangen-heiteren Mienen der hohen Herrschaften glauben können, daß hier nach verschiedenen Richtungen hin ein trauriges Zerwürfniß Statt fand? Und doch war dies nur zu sehr der Fall, und diese Nacht, so wie der folgende Tag waren in dem Schooße der fürstlichen

Familie Zeugen von Auftritten, vor denen Bürgerfamilien durch ihre bescheidene Lebensstellung zu ihrem Glücke bewahrt werden, obgleich sie sich durch den äußeren Schein nur allzuoft über das Glück hochgestellter Personen täuschen nnd von einem Neide erfaßen lassen, der aller berechtigten Begründung entbehrt.

Wahrlich könnten sie gleich Hellsehern, hinter den Coulissen des ehelichen Bühnenlebens vieler Vornehmen blicken, sie würden sich oft weit mehr zum Mittleid, als zum Neid gestimmt fühlen.

Und der Zustand der schönen, jungen, liebenswürdigen und liebenswerthen Erbprinzeß war in der That nicht beneidenswerth.

Der Schmuck, den sie nach der glücklichen Ueberwindung einer ersten Täuschung nochmals als für sich zu einer liebevollen Ueberraschung durch ihren Gemahl bestimmt betrachtet hatte, glänzte an eben dem Tage, an welchem sie ihn zu empfangen gehofft, an dem Halse einer Andern, und noch dazu einer Schauspielerin, einer feilen Dirne, wie sie Ida in ihrem Zorne nannte, der eine zwar Unschuldige traf, die aber in allen Dingen ihr volle Berechtigung gab, an der Untreue ihres Gemahls nicht zu zweifeln.

Die Beklagenswerthe brachte daher eine schlaflose Nacht zu; ja in ihrer gewaltigen Aufregung ging sie ruhelos umher, suchte nicht einmal ihr Lager auf und gebot, alle Anstalten zu einer Reise zu treffen. Denn sie war fest entschlossen, oder

glaubte es wenigstens zu sein, an den Hof ihres Vaters zurückzukehren und das Band zu zerreißen, welches sie an einen Mann fesselte, welcher sich nicht scheute, ihr eine öffentliche Beschimpfung zuzufügen; denn als eine solche betrachtete sie es, daß Ida auf dem Vermählungsballe mit diesem Geschmeide erschien.

Dabei vergaß sie freilich, daß sie nur durch eine tadelnswerthe, nur sie beschämende Indiscretion zu der Kenntniß gelangt war, daß dieser Schmuck sich in dem Besitze ihres Gemahls befunden, und dieser ihn muthmaßlich der Schauspielerin geschenkt hatte. Denn volle, überzeugende Gewißheit mangelte ihr jetzt auch noch!

Allein die unglückliche Prinzeß war zu der ruhigen Ueberlegung unfähig; sie hielt sich des Vergehens ihres Gemahls gegen sie vollkommen überzeugt, und sobald es am nächsten Morgen die Etikette erlaubte, fuhr sie zu der regierenden Fürstin.

Dieser brachte sie unter strömenden Thränen ihre Beschwerde vor und erklärte dann, daß sie noch im Laufe des Tages an den Hof ihres Vaters zurückkehren und von dort die Scheidung beantragen würde.

Die Fürstin hörte ihre Schwiegertochter ruhig an, und als dieselbe zu Ende war, sagte sie mit der ihr eigenthümlichen stolzen Würde:

„Liebe Tochter, ich hoffe, daß Sie nicht so übereilt handeln, sondern es mir überlassen werden, die Sache auszugleichen.“

„Nein!“ rief die Prinzeß heftig. „Die Kränkung ist zu groß; ich kann sie nicht geduldig hinnehmen.“

„Das sollen Sie auch nicht,“ entgegnete die Fürstin, „vorausgesetzt, daß die Schauspielerin den Schmuck wirklich von meinem Sohne zum Geschenk erhielt, was ja noch keineswegs erwiesen ist.“

„Nicht erwiesen?“ sagte die Prinzeß aufbrausend. „Sah ich ihn nicht mit meinen eigenen Augen in seinem Schreibtisch?“

„Würden Sie das zumals öffentlich eingestehen wollen, eingestehen dürfen?“ erwiederte sehr ernst die Fürstin.

„Hoffentlich?“ — — sagte überrascht die Erbprinzeß, „davon ist ja gar nicht die Rede!“

„Es würde aber davon die Rede sein müssen, wenn Sie Ihre Absicht ausführten und auf Scheidung klagten, wie Sie drohen.“

Die Prinzeß verstummte vor dieser Bemerkung, deren Richtigkeit sie anerkennen mußte.

„Uebrigens, mein liebes Kind,“ fuhr die Fürstin mit trübem Tone fort, und indem ein schmerzliches Lächeln ihre Lippen

umzog, „übrigens müssen Frauen unseres Standes dergleichen Kränkungen in Geduld und Ergebung zu ertragen wissen."

Freundlich ergriff sie bei diesen Worten die Hand ihrer Schwiegertochter, sah ihr mit wehmüthigem Blicke in die Augen und sagte seufzend:

„Glauben Sie etwa, ich hätte nicht auch öfters Ursache zu ehelichen Klagen?"

„Ich weiß es, meine geliebte Mutter," rief die Prinzeß gerührt, und zog die zarte Hand der hohen Frau, ehrerbietig an ihre Lippen.

„Zuverlässig, meine Tochter," sagte die Fürstin, „werde ich Ihnen die Genugthuung verschaffen, die Sie fordern dürfen. Noch heute spreche ich mit dem Fürsten, oder ich halte selbst dem Moritz eine wohlverdiente Strafpredigt, Sie aber versprechen mir, jeden unüberlegten Schritt zu unterlassen, durch den Sie nur nutzloßes Aergerniß erregen würden."

Nach einigem Zögern gab die Erbprinzeß dies Versprechen, die Fürstin aber erfüllte gewissenhaft das ihrige, indem sie ihren Gemahl von der Schmuck-Angelegenheit in Kenntniß setzte und ihn aufforderte, dem Erbprinzen derb seine Meinung zu sagen, und es ihm zur Pflicht zu machen, seine Gemahlin um Verzeihung zu bitten.

Fürst Werner schien die ganze Sache sehr unangenehm zu sein; besonders runzelte er finster die Stirne, als er sagte, daß es sich um ein Geschenk seines Sohnes an Ida handelte;

dennoch aber sagte er, als er Alles gehört hatte, zu seiner Gemahlin:

„Verlaß Dich darauf, Bertha, daß ich dem Moritz tüchtig den Kopf waschen werde!“

Dazu war er auch in der That vollkommen geneigt, denn er fühlte sich von Eifersucht erfüllt gegen seinen Sohn, von welchem er nach dem Gehörten mit Bestimmtheit glaubte, daß derselbe das Ziel bereits erreicht hätte, nach welchem er, der regierende Herr, bisher noch vergebens strebte. Indem er den Befehl gab, seinen Sohn augenblicklich zu ihm zu bescheiden, murmelte er daher, die hohe, greise Stirne finster runzelnd:

„Ja, ja! Ich kann nicht zweifeln! — So kostbare Geschenke macht man nicht als Handgeld, sondern nur als Bezahlung.“

Als aber der Erbprinz der Aufforderung seines fürstlichen Vaters folgte, sah der alte Herr sich in seiner Vermuthung nicht bestätigt:

„Moritz, was hast Du wieder für einen dummen Streich gemacht?“ das waren die Worte, mit denen er den Prinzen empfing.

„Was denn, lieber Vater?“ fragte derselbe unbefangen und sorglos, als wäre er an dergleichen Vorwürfe schon gewöhnt.

„Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Geschmeide, welches Du der Hofschauspielerin Ida geschenkt haben sollst? — Deine Gemahlin ist wüthend darüber und droht mit Scheidung.“

„Lächerlich,“ entgegnete der Prinz achselzuckend. „Das ist ein ganz unschuldiges Vielliebchen, lieber Vater, wie Du selbst schon so manches gemacht hast; wenn das also ein Grund zur Scheidung wäre, so hätte die Mutter sich schon sehr oft müssen scheiden lassen.“

Der Fürst biß sich auf die Lippen, denn er fühlte wohl den boshaften Stich, den sein Sohn ihm versetzte, und um denselben nicht zu noch schlimmeren Aeußerungen zu reizen, sagte er begütigend:

„Nun ich will Dir glauben. Deine Sorge laß es nun sein, bei Deiner Gemahlin ebenfalls Glauben zu finden.“

Der Erbprinz verbeugte sich stumm zum Zeichen des Gehorsams und damit war, wie es schien, diese fürstliche Familienangelegenheit abgemacht. Für die arme Ida aber sollte sie noch weitere und verderbliche Folgen haben.

„Lumpelfink," entgegnete der Prinz achselzuckend. „Das ist ein ganz unschuldiges Vielliebchen, lieber Vater, wie Du selbst schon so manches gemacht hast; wenn das alle ein Grund zur Scheidung wäre, so hätte die Mutter sich schon sehr oft müssen scheiden lassen."

Der Fürst biß sich auf die Lippen, denn er fühlte wohl den höhnischen Stich, den ihm seine Gattin versetzte, und um denselben nicht zu noch schlimmeren Aeußerungen zu reizen, sagte er begütigend:

„Wenn ich will, Dir glauben, Deine Sorge laß es nun sein, bei Deiner Gemahlin ebenfalls Glauben zu finden."

Der Erbprinz verbeugte sich stumm zum Zeichen des Gehorsams und damit war, wie es schien, diese lästige Familienangelegenheit abgemacht. Für die arme Ida aber sollte sie noch weitere und verderbliche Folgen haben.

„Warum, was hast Du wieder für einen dummen Streich gemacht?" das waren die Worte, mit denen er den Prinzen empfing.

„Was denn, lieber Vater?" fragte derselbe unbefangen und leichthin, als wäre er an dergleichen Vorwürfe schon gewöhnt.

[illegible]

mit Scheidung."

Dreizehntes Capitel.

Der Nebenbuhler.

In einer neuen Rolle hatte Ida zwei Tage nach dem Vermählungsballe wieder den glänzensten Triumph gefeiert, und namentlich war es der Fürst gewesen, welcher jede ihrer Scenen enthusiastisch applaudirte und dadurch wiederholt das Signal zu einem wahren Beifallssturme gab.

In gehobener Stimmung und sichtlicher Aufregung kehrte daher die Künstlerin aus dem Theater in ihre Wohnung zurück.

Doch nicht blos der Beifall, den Sie gefunden hatte, schien die Ursache ihrer Aufregung zu sein, sondern diese mußte noch einen andern Grund haben; denn während sie sonst nach einer neuen Rolle, der Ruhe bedürftig, sich in ein bequemes

Hausgewand zu kleiden pflegte, um sich dann, im stillen Nachgenusse ihres Triumphes, auf dem Divan in behaglicher Lage ihren Gedanken und Träumen hinzugeben, warf sie heute in beinahe fieberhafter Hast ihren Anzug ab, und nicht schnell genug konnte Pauline, ihre fingerfertige Kammerjungfer, sie in das reizende Négligée kleiden, das sie der getreuen Zofe bezeichnete.

Verwundert schüttelte Pauline mehrmals den Kopf, während sie ihren Dienst verrichtete und, von ihrer Gebieterin gehört, murmelte sie zwischen den Zähnen:

„Was ist es denn nur heute mit meinem Fräulein? — Sollte sie, wie es scheint, noch einen Besuch erwarten, und wohl gar deshalb ihr Bräutigam entfernt worden sein? — Ei du armer Herr von Bankwitz, — schon vor der Hochzeit wirst du mit einem verhängnißvollen Kopfschmuck geziert?"

Die Zofe trat in der That ihrer Herrin wenigstens in einer Beziehung nicht zu nahe, und zwar darin, daß Ida, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit nach einer neuen Rolle, noch einen Besuch erwartete. Ob aber auch die zweite Vermuthung Paulinens eintreffen sollte? Das wollen wir zur Ehre der Künstlerin mindestens nicht unbedingt glauben.

Ja, Ida, welche durch das Zureden ihrer Tante und das Drängen ihrer Gläubiger erschüttert worden war, erwartete wirklich einen Besuch, und dieser war die Ursache ihrer lebhaften Aufregung. Wohl aber hatte sie dazu Grund; war doch der Erfolg dieses Besuches für sie von der höchsten Wichtigkeit

und in mehrfacher Beziehung vielleicht auf ihr ganzes zukünftiges Leben von Einfluß.

Während des letzten Zwischenaktes nämlich hatte der Adjutant des Fürsten, Baron von Menger, ihr auf der Bühne ein Zettelchen zugesteckt und als sie eine Pause benutzte, es zu lesen, fand sie, von der eigenen Hand des Fürsten mit Bleistift die wenigen flüchtigen Worte geschrieben:

„Reizendes Mädchen!

„Erwarten Sie mich nach der Vorstellung in Ihrer Wohnung. Ich rechne darauf ungestört Ihnen sagen zu können, wie sehr Sie mich durch Ihre heutige Leistung entzückt haben.

„Ihr wohlgewogener

„W."

„Wie steif und gezwungeu doch solch ein gebietender Herr selbst in so zarten Angelegenheiten ist!" sagte Ida, als sie nach Beendigung ihrer Toilette das Billet nochmals überlas, wobei ein spöttisches Lächeln ihre Lippen umspielte.

„Ihr wohlgewogener," während es heißen sollte: „Ihr Sie anbetender." — Dann hätte er auch statt des bloßen W. mit welchem Fürsten ihre Handbillets zu unterzeichnen plegen, als Courmacher — denn einen Liebhaber will ich ihn nicht nennen — wohl auch den ganzen Namen „Werner" ausschreiben können!"

In diesen Glossen wurde Ida durch eilige Schritte unterbrochen, welche in dem Vorgemache ertönten.

„Er ist es!“ rief sie, ihr Busen wogte unter den Vorwürfen ihres Gewissens schneller, und sie sah erwartungsvoll auf die Thüre. Doch in demselben Augenblicke wich die Röthe von ihren Wangen, und sie verbarg hastig das Billet des Fürsten zwischen den Kissen ihres Divans.

Unmittelbar darauf wurde die Thür heftig aufgerissen, und mit flammenden Blicken stürmte Bankwitz herein.

Ida bezwang mit einer gewaltigen Anstrengung den Schreck, den der unerwartete Eintritt ihres Verlobten ihr in einem solchen Augenblick verursachen mußte. Im Nu zeigten sich Ihrem innern Blicke alle die verhängnißvollen Folgen, die aus einem Zusammentreffen ihres Bräutigams mit dem Fürsten entstehen konnten, entstehen mußten, denn sie verhehlte sich nicht, daß sie von Bankwitz bei dessen Eifersucht und heftigem Charakter das Aeußerste fürchten mußte, nachdem sie ihm so entschieden das Versprechen gegeben hatte, während seiner Abwesenheit den Fürsten nicht zu empfangen.

Mit einer Selbstbeherrschung, welche der Künstlerin alle Ehre machte, von einem so jungen Mädchen eines andern Standes auch gewiß nicht zu erwarten gewesen wäre, sprang sie empor, wie freudig überrascht, reichte Bankwitz die Hand zum Willkommen und sagte mit einem so freundlichen Tone, daß nur das scharfe Ohr des Argwohns ihm den Zwang anhören konnte:

„Schon zurück von Deiner häßlichen Dienstreise? — Welche angenehme Ueberraschung!“

Er aber stieß heftig ihre Hand zurück und sagte mit Bitterkeit und bebender Stimme:

„Ueberraschung? — Ja! — Angenehm aber? — O nein; im Gegentheil höchst unangenehm!“

„August,“ entgegnete Ida gekränkt, „Deine Dienstangelegenheit muß eine sehr ärgerliche gewesen sein, da sie Dich in so üble Laune versetzte.“

Ohne auf ihre Worte zu achten, fuhr Bankwitz fort:

„Dein reizender, wahrhaft verführerischer Anzug verräth mir, daß Du allerdings einen Besuch erwartetest, daß es aber der meinige nicht sein konnte, ist klar, da Du nicht wußtest, wann ich von meiner Commission zurückkehren würde.“

„Bist Du schon wieder von Deiner unglückseligen Eifersucht geplagt? Du beleidigst mich wirklich zu sehr durch Deinen Argwohn!“ sagte Ida mit dem Tone des Vorwurfs.

„Diesmal ist es kein Argwohn mehr, sondern ich habe Gewißheit, Beweise!“ entgegnete Bankwitz mit wachsendem Zorn.

„Beweise, mein Herr?“ fragte Ida gereizt.

„Und von was?“

„Ereifere Dich nicht mein Kind,“ sagte Bankwitz, welcher plötzlich eine eisige Kälte gewonnen zu haben schien.

„Du vergißt, daß ich der Polizei angehöre, daß es mir also leicht war, während meiner Abwesenheit jeden Deiner Schritte beobachten zu lassen.“

„Und was berichteten die Spione Fürchterliches über mich?“ fragte Ida geringschätzig.

„Daß Du Dein mir gegebenes Versprechen brachst; — daß Du, meinem ausdrücklichen Willen zuwider den Fürsten bei Dir sahest.“

„Sollte ich ihm etwa die Thür weisen? — Konnte ich es? — Er ist der Fürst — der Gebieter in seinem Lande.“

„In seinem Lande, — das mag sein, obgleich auch das nicht so unbedingt der Fall ist, wie Du zu glauben scheinst. Dein Gebieter aber ist er nicht, denn Du bist mein Eigenthum und ich bin nicht Willens, dies mit irgend Jemand zu theilen, — wer es auch sei.“

„Noch ist Deine Herrschaft über mich nicht anders besiegelt, als durch meinen Willen,“ rief Ida heftig, „und diesen könnte ich ändern.“

„Das steht Dir allerdings frei,“ entgegnete Bankwitz mit großer Ruhe, „bis Du es aber gethan hast, dulde ich zu solcher Stunde bei Dir den Besuch keines Mannes, am wenigsten aber den des Fürsten. Und diesen erwartest Du, davon überzeugt mich Dein Anzug, magst Du es nun eingestehen, oder nicht!“

Ida wollte antworten, aber der Schreck verhinderte sie daran, denn in eben diesen Augenblicke gewahrte das zornfunkelnde Auge ihres Verlobten zwischen den Kissen die verrätherische weiße Spitze des fürstlichen Blättchens, das sie in der Eile nicht tief genug hineingeschoben hatte, und ehe sie Zeit finden konnte, ihn daran zu verhindern, hatte er es herausgerissen, auseinandergeschlagen und gelesen.

„Willst Du jetzt noch leugnen?“ rief der Verletzte mit wuthbebender Stimme, indem er Ida das verhängnißvolle Papier vor die Augen hielt.

Sie konnte Nichts leugnen, aber selbst wenn sie es gekonnt hätte, würde es ihr unmöglich gemacht worden sein, denn gleichsam als lebendige Antwort auf Bankwitz's Frage öffnete sich die Thüre und auf die Schwelle trat ein Mann, der mit dem Ausdrucke der Verwunderung die Augen fragend von Ida auf Bankwitz und von diesem zurück auf Ida gleiten ließ.

Der Eingetretene war von hohem Wuchse; er mochte die Sechzig bereits überschritten haben, wie die hohe, halbkahle Stirn und das stark mit Grau gemischte Haar verriethen, aber seine Haltung war kräftig, gerade und aufrecht, beinahe etwas steif, wie man das oft bei alten Militärs sieht. Den Soldaten aber verrieth nicht nur der starke, mit dem Backenbarte zusammenlaufende Schnurbart, sondern seine ganze Erscheinung, der Orden in seinem Knopfloche nicht zu gedenken, denn in manchen Ländern regnet es heute zu Tage förmlich Orden, so daß auch Civilpersonen daran durchaus keinen Mangel leiden.

Seines Alters ungeachtet konnte man den Eingetretenen, dessen Haltung etwas Imposantes, Gebieterisches hatte, einen schönen Mann nennen, und er schien sich bewußt zu sein, daß er noch immer im Stande sei, Eindruck auf weibliche Herzen zu machen. Daß sein hoher Rang dabei vielleicht das Meiste that, mochte seine Eigenliebe freilich nicht eingestehen.

„Der Fürst!“ murmelte Ida bei seinem Anblicke erschrocken.

Bankwitz hörte indessen diesen Angstruf nicht, denn er trat mit drohender Miene dem Fremden entgegen und fragte ihn barsch:

„Was wollen Sie hier, mein Herr?“

„Dieselbe Frage könnte ich an Sie richten,“ sagte der Fürst stolz, und trat vor in das Zimmer, offenbar in der Absicht, sich Ida zu nähern. Bankwitz aber stellte sich diesem in den Weg und rief:

„Sie werden sich augenblicklich entfernen, denn Sie sind nicht berechtigt, Fräulein Ida zu solcher Stunde mit Ihrem Besuche zu belästigen.“

„Ob er belästigt, darüber hat nur das Fräulein zu entscheiden,“ sagte der Fürst, und machte mit der Hand eine Bewegung, als wollte er Bankwitz bei Seite schieben.

„Herr,“ rief dieser aufbrausend, „ich habe hier Rechte!“

„Ich hoffentlich nicht minder!“ sagte der Fürst mit würdevoller Ruhe, aber mit spöttischem Lächeln.

„Sie müssen wissen, daß ich der Verlobte Ida's bin,“ rief Bankwitz, „und als solcher habe ich nicht Lust, Ihre Anwesenheit noch länger zu dulden. Entfernen Sie sich also augenblicklich, oder ich werde von meinem Rechte Gebrauch machen!“

Dunkle Röthe überflog bei dieser Drohung die Wangen des Fürsten, seine Stirne zog sich in finstere Falten, seine Augen sprühten Feuer, und mit vernichtenden Blicken auf den

Verwegenen, der so zu ihm zu sprechen wagte, sagte er mit donnernder Stimme:

„Wissen Sie, wer ich bin?“

„Nein, das weiß ich nicht, und es kümmert mich auch nicht, denn in meinen Augen sind Sie nur ein unverschämter Mensch, der sich bei meiner Braut eindrängen will, und den ich daher hinauswerfen werde, wenn er nicht augenblicklich freiwillig geht!“

Und als wollte er die Worte zur That machen, erhob er die Arme und streckte sie gegen den Fürsten aus. Dieser aber wich erblassend einen Schritt zurück und faßte mit der rechten Hand nach der linken Seite, um die Waffe zu ziehen, die er hier zu tragen gewohnt war. Als er sie nicht fand und der Herr von Bankwitz allen Ernstes Miene machte, seine Drohung auszuführen, rief er mit Donnerstimme:

„Zurück, Elender! — Berühren Sie mich nicht! — Ich bin der Fürst, Ihr Landesherr!“

„Ha! Ha! Ha!“ lachte der Assessor laut auf. „Das Mittel ist nicht schlecht ersonnen, um Ihre Haut zu sichern, aber bei mir fruchtet es nicht!“

Und mit wuthverzerrten Zügen packte er den Fürsten bei dem Halse, den er mit krampfhafter Faust zusammenschnürte, indem er ihn zugleich auf die Thür zu drängte.

Wie gelähmt, an allen Gliedern zitternd, einer Ohnmacht nahe, hatte Ida bisher diesen ganzen Auftritt angestarrt, der nicht längere Zeit dauerte, wie wir zu dessen Beschreibung

brauchten. Als aber ihr Verlobter Hand an den Fürsten legte, sprang sie entsetzt auf, und mit dem Rufe: „Unglückseliger, was thust Du! Es ist wirklich der Fürst!“ versuchte sie es den Fürsten von der majestätsverletzenden Faust frei zu machen.

Doch der Assessor war in einem solchen Zustande der Aufregung, daß er ihre Worte nicht beachtend, sie wild mit der freien Hand zurückstieß, so daß sie taumelte und beinahe niedergestürzt wäre.

„Feile Dirne,“ schrie er wüthend, „glaubst Du Deinen Buhlen zu retten, indem Du seine freche Lüge bestätigst?“

Zugleich schnürte er die Kehle des Fürsten noch fester zu, so daß demselben der Athem ausging und er zu jedem Widerstande unfähig war, während Bankwitz ihn der Thür zudrängte.

Diese wurde in demselben Augenblicke aufgerissen, und mit dem Angstrufe: „Mein Gott, was geht denn hier vor,“ stürzte die Tante Gertrud, die eigentliche Anstifterin des ganzen Unheils, herein.

„Ach, Tante, ich bin verloren!“ rief Ida und eilte auf die Alte zu. „Denke Dir nur, Bankwitz will es nicht glauben, daß es unser Fürst ist, an dem er sich vergreift!“

„Unerhörter Frevel!“ kreischte die Tante und rasch entschlossen sprang sie auf den Assessor zu, der inzwischen den Fürsten schon bis zur Thüre des Vorzimmers gestoßen und diese geöffnet hatte. Sie krallte ihm die Nägel so scharf in das Gesicht, daß er vor Schmerz die Beute loslassen mußte.

Aber indem er dies that, versetzte er seinem Nebenbuhler noch einen so gewaltigen Stoß, daß derselbe die Treppe hinabgestürzt sein würde, hätte seine nach einer Stütze suchende Hand nicht zum Glück das Treppengeländer erfaßt.

„Kommen Sie glücklich nach Hause, Fürst Werner!" hohnlachte Bankwitz hinter ihm her, warf die Thür heftig zu und kehrte in das Zimmer zurück zu Ida. Diese lag weinend und händeringend auf dem Divan und ihre Tante stand tröstend neben ihr.

Als diese den Assessor erblickte, rief sie ihm zornig zu;

„Mensch, Sie haben in ihrer tollen Eifersucht meine Ida unglücklich gemacht und sich selbst zu Grunde gerichtet. Sie werden daher am besten thun, sich nie wieder hier sehen zu lassen."

„Würdige Kupplerin", sagte Bankwitz mit beißendem Tone, „den Rath hatte ich mir schon selbst gegeben, als ich erkannte, daß Ida lieber eines Fürsten Maitresse, als eines ehrlichen Mannes ehrenhafte Frau sein will!"

„Also hattest Du den Fürsten doch erkannt?" fragte Ida, indem sie ihn vor Schrecken starr ansah.

„Glauben Sie, Fräulein," entgegnete er höhnend, „daß es in der Residenz ein Kind gibt, das ihn nicht kennt, entweder persönlich, oder nach seinen Bildern? — Und nun vollends ein Polizeibeamter!"

„Dann," seufzte Ida, „hast Du Dein Leben, oder mindestens Deine Freiheit für Deine ganze Lebenszeit verwirkt."

„Um so besser für Sie, mein Fräulein, denn ich wäre Ihnen dann nicht mehr, wie heute, im Wege," erwiederte der Assessor. „Zum Glück aber ist die Zeit der lettres de cachet und der heimlichen Kabinetsjustiz vorüber."

Dann ergriff er seinen Hut und wollte ohne Abschied gehen.

Da sprang Ida auf, schlang ihre Arme um ihn und rief flehend:

„Verlaß mich nicht, August! — Du weißt ja, daß ich Dich von ganzer Seele liebe — daß ich nicht leben könnte, wenn ich Dich verlöre — auf solche Weise zumal."

„Lächerliche Schwachheit!" brummte die Tante vor sich hin.

„Und der Fürst?" fragte er und sah sie mit einem Blicke an, in welchem Liebe bereits wieder durch den Zorn schimmerte.

„Noch habe ich mir wohl Unbesonnenheit, doch kein Vergehen in Beziehung auf ihn zum Vorwurf zu machen, das schwöre ich Dir bei Allem was heilig ist! — Hat er aber erst meine Schulden bezahlt, dann darf er meine Schwelle nie wieder betreten, darauf gebe ich Dir mein Wort!" sagte sie und schmiegte sich innig an ihn an.

„Glaubst Du, ihn durch bloße Hoffnungen dahin zu bringen?" fragte er nach einigem Zögern.

„Ich hoffe es zuversichtlich!" entgegnete sie.

„Nun, dann gestatte ich Dir noch einen Besuch von ihm anzunehmen, einen einzigen, und wolltest Du ihm dabei

mehr gewähren, als ein rechtschaffenes Mädchen einem fremden Manne gestatten darf, so gälte es sein, Dein und mein Leben. Das bedenke!“

„Du bist fürchterlich,“ seufzte Ida, „doch Du darfst ruhig sein!“

„Und nun lebe wohl,“ sagte er, sie auf die Stirne küssend. „Du wirst nach dem erschütternden Auftritte der Ruhe bedürfen, und auch ich muß überlegen, was ich bei den möglichen Folgen dieser Sache zu thun habe.“

Er ging, und Ida sah ihm wehmüthig, mit von Thränen umflortem Blicke nach.

Eine gewaltige Last bedrückte ihre Brust. Eine finstere Ahnung schien ihr zuzuflüstern:

„Du siehst ihn niemals wieder!“ und sie hatte doch die Wahrheit gesprochen, als sie ihm die Versicherung gab, daß ihr ganzes Herz mit Liebe an ihm hinge.

„Der Narr!“ brummte die Tante, als die Thür sich hinter dem Assessor geschlossen hatte. „Was hundert Andere als ein Glück betrachten würden, das stößt er mit Gewalt von sich.“—

„Tadele ihn deshalb nicht, Tante,“ sagte Ida.

„Denn Du mußt eingestehen, daß August ehrenhaft handelt, wenn auch vielleicht nicht weltklug.“

„Bildet der Thor sich etwa ein, Dich für alle Zeiten allein zu besitzen?“ fragte Gertrud höhnisch.

„Das darf er, wie seine innige Liebe es verdiente.“

„Noch hat er Dich gar nicht,“ lachte die Tante, „und mit des Fürsten Hülfe bekommt er Dich hoffentlich auch niemals. — Uebrigens bist Du mit Deiner Tugendprahlerei eine eben so große Närrin, wie er.“

Vierzehntes Capitel.

Eine schwarze Kugel.

Bankwitz war erst vor kaum einer Stunde von seiner Reise zurückgekehrt, als er Ida auf eine so verhängnißvolle Weise überraschte.

Sein erster Gang hatte, wie seine Dienstpflicht es erheischte, dem Geheimrath Buschmüller gegolten, um demselben, da die Bureaustunden längst vorüber waren, in dessen eigener Wohnung Bericht von dem Erfolge seiner Sendung abzustatten. Es wurde ihm indeß gesagt, der Geheimrath sei in Gesellschaft und würde vor Mitternacht nicht zurückkehren. Er mußte daher seinen Rapport bis zu dem nächsten Morgen verschieben, und nun erst ging er zu Ida, heftig aufgeregt, da er

inzwischen von seinem Aufpasser erfahren hatte, was er Ida, wie man hörte, zum Vorwurf machte.

Als er sie nach dem Auftritte mit dem Fürsten verließ, ging er nach seiner Wohnung, allein man kann sich leicht denken, daß er die Nacht schlaflos und in peinigender Unruhe zubrachte, denn er durfte sich nicht verhehlen, daß nach dem Frevel, dessen er sich an der geheiligten Person seines Landesherrn schuldig gemacht hatte, seine ganze Existenz auf dem Spiele stand.

Vergebens jedoch überlegte er, was er thun sollte, und endlich kam er zu dem Schlusse, geduldig abzuwarten, was geschehen würde, denn er erkannte, daß ihm nichts Anderes zu thun blieb; die Wendung seines Schicksals war durchaus unabhängig von seinem Willen.

Männlich gefaßt begab er sich daher am nächsten Morgen zu dem Geheimrath, den er wieder in seiner Wohnung aufsuchte, noch vor der Stunde, zu welcher sich derselbe auf sein Bureau zu begeben pflegte.

Er wurde augenblicklich eingelassen, sobald er gemeldet war, und der Geheimrath trat ihm mit der hastigen und ungeduldigen Frage entgegen:

„Nun! Wie steht es? haben Sie das Portefeuille?“

„Hier ist es, Herr Geheimrath!“ entgegnete der Assessor und überreichte seinem Vorgesetzten ein mit Schnüren umwundenes und mehrfach versiegeltes Päckchen.

„Vortrefflich!“ sagte der Rath, indem er mit zufriedenem Blicke die Frucht eines unwürdigen Diebstahls empfing.

„Sie haben Seiner Hoheit einen wichtigen Dienst geleistet und dürfen der reichsten Belohnung versichert sein. Ein Orden —.“

„Herr Geheimrath,“ sagte der Assessor mit dem Tone bittern Hohnes, indem er dem Rathe respektwidrig in das Wort fiel, „ich will zwar gern glauben, daß schon oft für ähnliche oder noch schlimmere Spitzbübereien ein Orden ertheilt worden ist, allein ich glaube schwerlich, daß unser gnädigster Fürst geneigt sein wird mir eine solche Belohnung, oder überhaupt irgend eine, zu Theil werden zu lassen.“

In seiner Freude über das Gelingen des schwierigen Auftrages, das auch ihm selbst Vortheil bringen mußte, bemerkte der Geheimrath weder den ironischen Ton noch das achtungverletzende Benehmen des Assessors, sondern sagte, indem er ihn freundlich auf die Achsel klopfte:

„Das lassen Sie meine Sorge sein, mein lieber Herr von Bankwitz. — Morgen werden wir weiter von der Sache sprechen. Für heute ruhen Sie sich aus von der Anstrengung Ihrer Reise.“

„Herr Geheimrath,“ sagte Bankwitz ohne auf diese Worte zu achten, welche seine Entlassung bedeuteten, „ich glaube Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die verwittwete Frau Fürstin, als sie den Verlust des Portefeuilles entdekte, in den heftigsten Zorn gerieth und auf die Habhaft-

werdung des Thäters eine Belohnung von hundert Louisdor aussetzte. Wie sich bei dem hohen Range der Betheiligten nicht anders erwarten ließ, ist die ganze Polizei des benachbarten Hofes auf den Beinen; alle Mitglieder desselben wetteifern in Beweisen ihrer Thätigkeit und ihres Scharfsinnes und ich zittere bei dem Gedanken, daß trotz aller getroffenen Vorsichtsmaßregeln ihren unermüdlichen Nachforschungen eine Entdeckung gelingen möchte.“

„Sorgen Sie nicht mein lieber Assessor,“ sagte der Geheimrath begütigend und mit einem feinen bedeutungsvollen Lächeln; „sollte die dortige Polizei wirklich dem Thäter auf die Spur kommen, — was wir jedoch nicht fürchten wollen — so würden wir hier fein genug sein, sie irre zu leiten. — Seien Sie daher ganz ruhig und halten Sie sich versichert, daß die verdiente Belohnung Ihnen nicht entgehen soll. — Damit einstweilen Gott befohlen.“

Bankwitz verneigte sich und ging. Er eilte zu Ida, aber sie war in der Probe. Auch bei einem zweiten Besuche im Laufe des Nachmittags traf er sie nicht, und ruhelos trieb er sich umher, bis er endlich am Abend erschöpft und von bangen Gefühlen gefoltert in seine Wohnung zurückkehrte.

Hier fand er in seinem Zimmer das seine Wirthin aufgeschlossen hatte, seiner wartend einen Besuch, der ihm nichts Gutes verkündete.

Es war der Baron Menger, Adjutant des Fürsten, eben der, auf dessen Vermittlung die Tante Gertrud gerechnet hatte, um Ida dem Fürsten in die Arme zu liefern.

„Herr von Bankwitz," sagte der Oberst, sobald der Assessor die Thür hinter sich geschlossen hatte, „Sie werden sich die Veranlassung meines Besuches wohl sagen können?"

„Keineswegs!" entgegnete der Assessor. „Ich weiß durchaus nicht, was mir die Ehre verschafft Sie in meiner beschränkten Wohnung zu sehen."

„Keine Verstellung, wenn ich bitten darf," sagte der Oberst ruhig zwar, aber mit sehr entschiedenem Tone. — „Sie haben sich gestern Abend eines Verbrechens schuldig gemacht, das in früheren Zeiten mit dem Abschlagen der rechten Hand und dann des Kopfes, bestraft worden wäre."

„Diese Zeiten liegen Gott sei Dank weit hinter uns," entgegnete Bankwitz mit ironischem Lächeln.

„Leider, muß ich bei einem Falle, wie der gegenwärtige sagen," seufzte der Baron. „Weil dem nun aber einmal so ist, soll Ihnen statt der wohlverdienten Züchtigung eine Gnade erwiesen werden."

„Wollen Sie, Herr Oberst, etwa der Gnadenspender sein?" fragte Bankwitz und zuckte geringschätzig die Achseln.

Baron Menger bezwang nur mühsam den aufwallenden Zorn und sagte kalt:

„Nicht ich, sondern der, an dem Sie gefrevelt haben, und in dessen Namen, als dessen Stellverteter ich hier bin.“

„Und worin soll die Gnade bestehen?“ fragte Bankwitz, indem er bei seinem spöttischen Tone beharrte.

„Darin, daß Ihnen die Ehre erwiesen wird, durch einen Zweikampf auf Leben und Tod die Möglichkeit zu gewinnen, mit Ihrem Blute Ihr Verbrechen zu sühnen.“

„Dazu bin ich bereit, wann und wo es Ihnen beliebt!“ entgegnete ruhig der Assessor.

„Ich hatte keine andere Antwort von Ihnen erwartet,“ sagte Herr von Menger, „denn Sie sind mir als ein echter Edelmann geschildert worden! — Doch hören Sie was ich Ihnen über die näheren Bestimmungen zu sagen habe.“

Bankwitz verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung und der Baron fuhr fort:

„Die Sache ist so zarter Art, daß jedes Gerede durch ein gewöhnliches Duell veranlaßt, nur zu einem Aergerniß führen könnte. — Deshalb werden Sie gleich hier auf der Stelle eine von den beiden Kugeln ziehen, die ich bei mir habe, um das Loos entscheiden zu lassen. — Treffen Sie auf die schwarze, so machen Sie binnen einer näher zu bestimmenden kurzen Frist Ihrem Leben ein Ende; fällt mir die schwarze zu, so liegt mir die gleiche Verpflichtung ob. — Wen aber das Schicksal trifft, der verspricht auf sein Ehrenwort dasselbe zu erfüllen, durch einige zu hinterlassende Zeilen seinen Selbst-

mord zu notificiren, ohne den wahren Grund desselben mit einem verrätherischen Worte anzudeuten."

Ruhig und gespannt hatte Bankwitz den Obersten angehört; als derselbe schwieg, fragte er kalt:

„Und wenn ich mich weigere, dieses possenhafte Drama aufführen zu helfen?"

„Dann," erwiederte Baron Menger und sah den Assessor mit durchbohrendem Blicke an, — „dann wird die hiesige Polizei die Polizei von S. unterstützen, den Urheber eines frevelhaften Diebstahls ausfindig zu machen, der vor einigen Tagen an unserer verwittweten Fürstin verübt wurde, und es kann der als überaus thätig bekannten Polizei des Nachbarstaates nicht fehlen des Diebes habhaft zu werden, da ihr eine so genaue Beschreibung des muthmaßlichen Thäters, so wie der Angabe mancher nähern Umstände zur Disposition stehen, und es darnach außer Zweifel ist, daß die augenblicklich zu erlassenden Steckbriefe mit dem glücklichsten und schleunigsten Erfolge gekrönt werden müssen. — Sie, Herr Assessor, gehören ja selbst der Polizei an," sagte der Oberst, indem er jetzt ebenfalls den Ton der Ironie annahm, „und werden daher wissen was diese heilsame Behörde zu leisten vermag, zumal wenn ihr Eifer von hier durch besondere Umstände und eine ansehnliche Belohnung gespornt wird."

Während dieser scharf betonten Worte des Baron Menger sah Bankwitz einen weitklaffenden Abgrund sich zu seinen

Füßen öffnen, und Leichenblässe überzog sein Gesicht. Doch war es nicht die Furcht vor dem Tode, sondern nur die vor der unausbleiblichen Schande, über die er erbebte.

„Fürchterlich! Abscheulich!“ stammelte er. Dann aber wendete er sich mit aufbrausendem Zorne zu dem Obersten und rief heftig:

„Herr, sind sie ein Mann oder ein Teufel, daß Sie mich auf eine solche Folterbank spannen? — Selbstmord oder Entehrung!“

Lächelnd und mit eisiger Kälte entgegnete Baron Menger:

„Ich bin Mann, wo die Ehre spricht; aber ich kann auch Teufel werden, wo es hingehört, und bin beides in einer Person, wenn die Ehre einen Frevel zu bestrafen erfordert. — Für den Augenblick aber,“ fügte er gelassen hinzu, „bin ich nur der Oberst Baron Menger, Adjutant Seiner Hoheit, unseres gnädigsten Fürsten, und in dessen Namen lasse ich Ihnen nochmals huldvoll die Wahl. Aber augenblicklich müssen Sie sich entscheiden, denn schon liegt eine Instruktion für die Polizei zu S. zur Absendung bereit.“

„Wo haben Sie die Kugeln?“ fragte Bankwitz tonlos.

„Hier sind Sie!“ sagte der Oberst und zog aus der Tasche eine weiße und eine schwarze Kugel. „Wählen Sie!“ fügte er hinzu, schüttelte die Kugeln einige Male zwischen den zusammengehaltenen Händen und streckte beide dann weit von sich.

Bankwitz berührte nach kurzem Besinnen die linke Hand des Obersten. Dieser öffnete sie und es zeigte sich da dem erschrockenen Blicke des Assessors die schwarze Kugel.

„Verloren!“ hauchte er, und sank vernichtet auf einen Sessel.

Beinahe augenblicklich aber sprang er wieder auf. Schon hatte er männlich diese Anwandlung von Schwäche überwunden und mit fester Stimme fragte er:

„Wie lange Frist ist mir vergönnt? — Und was habe ich zunächst zu thun?“

„Sie haben zur Ordnung Ihrer Angelegenheiten die ganze Zeit, die Sie selbst dazu erforderlich halten, doch müssen Sie noch heute die Residenz verlassen und die That selbst im Auslande vollbringen, in größerer Entfernung von hier und wo möglich so, daß Ihre Person unbekannt bleibt.“

„Ich werde pünktlich vollziehen was ein verhängnißvolles Geschick mir auferlegt hat,“ sagte Bankwitz mit einer kaum merklichen Neigung des Kopfes. „Jetzt aber darf ich wohl bitten, mich mir selbst zu überlassen.“

Ohne ein Wort zu sagen verließ Baron Menger das Zimmer.

Als er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sank Bankwitz, der bisher nur mit Mühe eine männliche Faßung be-

wahrte, wie vernichtet in die Ecke des Sophas, schlug beide Hände vor das Gesicht und seufzte aus schmerzlich zerrissener Brust:

„Ida! — Ida! — das ist der Lohn für meine Liebe — die Frucht Deiner leichtsinnigen Wortlosigkeit!“

Fünfzehntes Capitel.

Ein Exil.

Nach seinem Schmerzensrufe versank Bankwitz eine längere Zeit in eine Art dumpfer Betäubung. Als er sich derselben endlich entraffte, schrieb er einen Brief an Ida. Er nahm durch denselben von ihr Abschied, denn er fühlte nicht den Muth, sie noch einmal vor dem gänzlichen Scheiden zu sprechen, weil er fürchtete sich durch seine Schwäche hineinreißen zu lassen, ihr mehr zu sagen, als unter den obwaltenden Umständen mit den strengen Anforderungen der Ehre verträglich war.

Wohl kämpfte er einige Augenblicke mit sich selbst, ob er nicht dem Schicksale Trotz bieten, Alles, was sich auf die Sache bezog, veröffentlichen und sich durch die Flucht dem drohenden

Verhängniß entziehen sollte, aber nur zu bald wurde ihm klar, daß er in diesem ungleichen Kampfe erliegen, mit Schande erliegen müßte, denn wie durfte er hoffen, daß man seinen Worten, denen des Beschuldigten, des gemeinen Verbrechens Angeklagten mehr Glauben schenken würde wie dem Steckbriefe der ihn verfolgenden Behörde?

Er beschloß daher, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Seine Angelegenheiten waren stets so geregelt, daß er keiner besonderen Frist zu deren Ordnung bedurfte. Nähere Verwandte besaß er nicht, er begnügte sich daher durch eine einfache Schrift, die er mit seinem beigedruckten Familienwappen besiegelte, Ida als Universalerbin seines geringen Nachlasses zu erklären.

Nachdem er das Dokument in seinem Schreibtische verschlossen hatte, pakte er in eine kleine Reisetasche einige Wäsche und einen zweiten Anzug.

„Das wird wohl für die mir noch gegönnte Frist genügen," sagte er mit trübem Lächeln, als er diese Arbeit beendigt hatte.

Dann nahm er die Tasche an die Hand und wanderte nach dem Butscherschen Speisehause an dem großen Marktplatze, wo er meistentheils seine freien Abende in dem Kreise alter Bekannter und munterer Freunde zuzubringen pflegte.

Auch heute nahm er wieder seinen gewöhnlichen Platz ein, aber er war finster und wortkarg, was sonst gar nicht in seiner Art lag, und wenn seine Freunde ihn neckend fragten, ob er vielleicht einen Liebeszwist mit seiner Braut gehabt hätte, sagte er mit auflodernder Feuer:

„Meine Ida ist ein Engel, aber ich muß mich leider für eine längere Zeit von ihr trennen, um eine weite und unangenehme Reise zu unternehmen!“

Dann versank er wieder in Schweigen; endlich aber stand er auf, nahm seine Reisetasche und sagte finster:

„Jetzt muß ich gehen! — Lebet wohl, Freunde!“

Dabei reichte er Jedem der Reihe nach die Hand und Viele wollten später dabei die Bemerkung gemacht haben, daß seine Hand eiskalt gewesen sei und leise gezittert hätte, daß auch in seiner Stimme ein eigenthümlich wehmüthiger Ton gelegen.

Das Alles war zwar einigen seiner näheren Freunde aufgefallen, aber keiner ahnte dabei etwas Arges. Als sich indeß zwei Tage darauf in der Residenz das Gerücht verbreitete, der Assessor von Bankwitz sei auf eine geheimnißvolle Weise spurlos verschwunden, da fiel allen Zeugen jenes Abschieds das sonderbare Wesen und Benehmen auf, welches ihr Freund an

einem Abend gezeigt hatte und sie waren eifrig bemüht, Nachrichten über ihn einzuziehen. Sie erkundigten sich sogar bei der Polizei; allein als hier die Antwort gegeben wurde, der Assessor sei in Dienstangelegenheiten verreist, da beruhigten sie sich schnell.

Nicht so aber auch Ida.

Bei ihr hatte ihres Verlobten Abschiedsbrief, so wie der trübe Ton und die geheimnißvollen Worte der wenigen Zeilen finstere Ahnungen erweckt. Sie glaubte überdieß nicht zu irren, wenn sie zwischen diesem räthselhaften Verschwinden und dem unheilvollen Auftritte mit dem Fürsten einen Zusammenhang vermuthete. Von Verzweiflung ergriffen eilte sie daher zu dem Geheimrath Buschmüller, um von ihm Auskunft zu erhalten, was aus Bankwitz geworden sei. Denn er mußte das vermöge seiner amtlichen Stellung wissen.

Allein sie täuschte sich in ihrer Erwartung.

Zwar empfing der Geheimrath sie mit ausgezeichneter Artigkeit, aber auf ihre ängstlichen Fragen antwortete er lächelnd, indem er ihre Hand ergriff und verliebt streichelte:

„Beruhigen Sie sich, mein theures Fräulein. Ich darf Ihnen die Versicherung geben, daß Herr von Bankwitz sich

vollkommen wohl befindet und ich bezweifle nicht, daß Sie binnen Kurzem von ihm selbst Nachricht bekommen werden."

Diese Worte enthielten volle Wahrheit, wenn auch von jesuitischem Doppelsinne, und sie reichten hin Ida für den Augenblick wegen ihres Bräutigams zu beruhigen. Indeß wenn dies auch nicht der Fall gewesen wäre, würde sie in der nächsten Zeit weniger an Bankwitz gedacht haben; denn über ihrem eigenen Haupte hatte sich, von ihr ungeahnt ein schweres Gewitter angehäuft.

Der Perlenschmuck des Erbprinzen, der ihr so viel Freude gemacht, den sie mit solchem Stolze, so großer, befriedigter Eitelkeit auf dem Vermählungsballe getragen hatte, sollte noch bittere Folgen für sie haben.

Zwar war es den Bemühungen des Fürsten, besonders aber denen der Fürstin, in welcher die Erbprinzeß eine Leidensgefährtin erblickte, gelungen, eine Versöhnung der beleidigten Gattin mit ihrem Gemahle herbeizuführen, allein die Prinzeß bestand mit entschiedener Hartnäckigkeit auf einer eklatanten Genugthuung an der Schauspielerin, durch die sie ihrer Behauptung nach, beleidigt, gekränkt, sogar beschimpft worden war, als hätte Ida wissen können, welche besondere Bewandniß es mit diesem Perlenschmucke hatte.

Diese Genugthuung nun konnte nach der Meinung der Erbprinzeß nur in der Entlassung Idas bestehen.

Dieser entschiedenen Forderung aber setzte Fürst Werner eben so entschiedenen Widerspruch entgegen und die Prinzeß mußte endlich nachgeben.

Dagegen sollte Ida durch einen unbestimmten Urlaub, den sie augenblicklich anzutreten hätte, für so lange entfernt werden, bis die Sache in Vergessenheit gerathen wäre, oder bis die Prinzeß selbst ihr Verzeihung gewähren und die Erlaubniß zu ihrer Rückberufung geben würde.

Bei diesem Zugeständnisse fügte Fürst Werner in der Hoffnung den Gegenstand seiner Wünsche nicht lange entbehren zu müssen, stillschweigend hinzu:

„Oder bis Moritz seiner Frau einen neuen Gegenstand zur Eifersucht bietet und dadurch den ältern in Vergessenheit bringt."

Von diesen Verhanlungen über ihre beabsichtigte Entfernung hatte Ida Kenntniß erhalten und wenn sie auch nicht fürchten durfte, ohne Engagement zu bleiben, so schwebte sie doch bei den ungewöhnlich günstigen Verhältnissen in C. in banger Erwartung wegen des Ausganges, und mehr als je sehnte sie sich danach, durch ihre Verheirathung mit Bankwitz in die Lage versetzt zu werden, der Bühne entsagen zu können, von der sie eben jetzt wahrhaft angewidert wurde.

Die theils gehoffte, theils gefürchtete Entscheidung sollte nicht lange auf sich warten lassen und Ida ahnte sie sogleich, als sie eines Morgens eine Absagung der bereits bestimmten

Probe erhielt und bald darauf der Herr Intendant Baron von Elshuhn mit feierlicher Miene bei ihr eintrat.

„Mein Fräulein,“ sagte nicht ohne einige Verlegenheit der sonst so geschmeidige Hofmann, der sich schon glücklich und gewandt aus den schwierigsten Lagen gewickelt hatte. „Sie äußerten unlängst gegen mich den Wunsch, einen Urlaub zu erhalten und es freut mich daher Ihnen die Erfüllung desselben verkünden zu können. — Es steht Ihnen daher von heute an frei, zu gastiren, wo und wie lange Sie wollen, denn sie brauchen erst dann zurückzukehren, wenn ich Sie vierzehn Tage zuvor davon benachrichtigen werde.“

„Herr Intendant,“ entgegnete Ida, welche sich nach dem, was sie bereits wußte, den Sinn dieser Worte leicht deuten konnte, „ich bin Ihnen für die Erwirkung dieser Erlaubniß sehr dankbar, obgleich dieselben beinahe ganz wie ein Ausweisungsbefehl aussieht. — Waren Sie so freundlich denselben zu erwirken?“ fügte Sie boshaft hinzu.

„Bewahre, mein Fräulein!“ rief der Herr Intendant erschrocken, denn wenn auch Ida für den Augenblick in Ungnade gefallen zu sein schien, so bewies doch der Umstand, daß sie nicht entlassen war, sie genieße noch immer die Gunst des Fürsten. Dafür sprachen übrigens auch andere dem Baron Elshuhn bekannte Umstände und er erbebte daher bei dem Gedanken, daß Ida in den vollen Gnadenschein der fürstlichen Sonne wieder eingetreten, ihm eine gefährliche Feindin werden, ihn wohl gar von seinem angenehmen und einträglichen Posten verdrängen könnte.

Es lag ihm daher Alles daran, es mit dem reizenden Mädchen nicht zu verderben.

Indeß bangte ihm ernstlich davor, ihre Rachsucht zu erwecken, vorausgesetzt, daß dieselbe in ihrem Charakter lag; denn er mußte außer dem bereits Gesagten noch eine peinliche Aufgabe erfüllen, welche die regierende Fürstin ihm ganz besonders an das Herz gelegt hatte.

Es blieb ihm indeß keine Wahl und er sagte daher, sich beinahe überstürzend, um nur so bald als möglich zu Ende zu kommen:

„Wie ich vernommen habe, erhielten Sie einen eben so ehrenvollen als vortheilhaften Antrag zu einem sofort anzutretenden Gastspiel in L. Ich theilte dies Ihro Hoheit der Frau Fürstin mit, und soll Ihnen nur im Auftrag derselben sagen, so sehr sie bedauerte, des Genusses, Ihr Talent bewundern zu können, für einige Zeit entbehren zu müssen, wollte sie Ihnen doch keine Hindernisse entgegenstellen, und Sie könnten daher schon morgen abreisen. — Ich habe daher in der Voraussetzung daß Ihnen dies angenehm sein würde Ihre Urlaubsbescheinigung ausfertigen lassen und übergebe Sie Ihnen hiermit."

Dabei zog er ein großes Papier aus der Tasche und wollte es Ida reichen; als sie aber die Hand darnach nicht ausstreckte, legte er es vor ihr auf den Tisch.

„Ich verstehe, Herr Baron," sagte Ida gereizt; „da ich aber wegen dieser unerwarteten und so eilig anzutreten-

den Urlaubsbewilligung noch Mancherlei anzuordnen habe entschuldigen Sie wohl, daß ich Sie jetzt verlasse!"

Und ohne seine Antwort abzuwarten, erhob sie sich von ihrem Sitze und rauschte ohne Gruß zum Zimmer hinaus.

Verdutzt sah Baron Elshuhn ihr nach.

„Ei was! sagte er dann, indem er der Thüre zuschritt „wenn sie zurückkehrt, wird sie hoffentlich nicht fürstliche Maitresse, oder wenn doch — nur durch meine Vermittlung."

[illegible]

Es blieb ihm nun keine Wahl und er sagte daher, sich beinahe überstürzend, um nur so bald als möglich zu Ende zu kommen:

„Wie ich vernommen habe, erhielten Sie einen eben so ehrenvollen als vortheilhaften Antrag zu einem sofort anzutretenden Gastspiel in L. Ich theilte dies Ihro Hoheit der Frau Fürstin mit, und soll Ihnen nur im Auftrag derselben sagen, so sehr sie bedauerte, des Genusses, Ihr Talent bewundern zu können, für einige Zeit entbehren zu müssen, wollte sie Ihnen doch keine Hindernisse entgegenstellen, und Sie könnten daher schon morgen abreisen. — Ich habe daher in der Voraussetzung daß Ihnen dies angenehm sein würde Ihre Urlaubsbescheinigung ausfertigen lassen und übergebe Sie Ihnen hiermit.“

Dabei zog er ein großes Papier aus der Tasche und wollte es Ida reichen; als sie aber die Hand darnach nicht ausstreckte, legte er es [illegible] ihr auf den Tisch.

„Ich verstehe, Herr Baron,“ sagte Ida gereizt; „da ich aber wegen dieser unerwarteten und so eilig anzutreten-

Sechzehntes Capitel.

Katastrophen.

Ida hatte ihre Verbannungsreise angetreten und gewissermaßen dem Intendanten zum Trotz, war sie wirklich unmittelbar nach L. gegangen, obgleich es eine müßige Erfindung des Herrn von Elshuhn war, daß sie von dort einen Antrag zum Gastspiel erhalten haben sollte.

Dennoch war der Direktor des Theaters in L. sogleich geneigt, ihr ein solches zu gewähren und schon nach wenigen Tagen trat sie zum ersten Male auf.

Wie in C. so entzückte sie auch hier das Publikum; die Kunstfreunde erkannten in ihr ein ausgezeichnetes Talent. Die Lions beteten sie als eine Schönheit ersten Ranges an und

schon bei ihrem zweiten Auftreten war das Theater in allen Räumen überfüllt.

Mit jeder späteren Rolle steigerte sich der Beifall. Die ersten Plätze waren schon Tage lang voraus bestellt und mehrere Stunden vor dem Einlaß drängte sich an der Eingangsthüre eine begierige Schaar von Bewerbern der unnummerirten Plätze, die nur mit Gefahr für die gesunden Glieder oder mindestens für die Kleider der Schaulustigen zu erlangen waren.

Den nächsten Tag war abermals ihr Auftreten angekündigt, da brachte der Postbote ihr einen Brief aus C.

Von einer eigenthümlichen Ahnung ergriffen betrachtete sie die von unbekannter Hand geschriebene Adresse und öffnete dann nur langsam und zögernd den Brief.

Der Inhalt desselben mußte von der höchsten Wichtigkeit sein, denn je weiter sie las, um so heftiger bebte ihre Hand, ihr Busen wogte gewaltig, ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten in einem unheimlichen Feuer.

Kaum hatte sie den Brief zu Ende gelesen, da flog sie an den Schreibtisch und mit fieberhafter Hast schrieb ihre Hand in kaum leserlichen Zügen:

„Mein theurer, inniggeliebter August!

„Ein Brief, den ich von Freundeshand so eben aus C. erhielt, hat mir Alles enthüllt, was mir bei Deinem plötzlichen Scheiden aus C. dunkel und räthselhaft geblieben war.

„Du sollst, Du willst sterben, aber ich beschwöre Dich, diesen fürchterlichen Entschluß nicht auszuführen. Glaube auch nicht, daß Dein gegebenes Ehrenwort Dich dazu verpflichtet, denn es ist mit Dir ein falschesSpiel von höllischer Bosheit getrieben worden.

„Die sogenannte loyale Partei an unserem Hofe war der Meinung, daß Du nach dem Vorgefallenen aus dem Wege geschafft werden müßtest, und da dies auf gesetzliche Weise nicht möglich war, bei der vorgeschlagenen Entscheidungsart aber das Glück sich für Dich erklären konnte, nahm man um des für nothwendig erachteten Erfolges gewiß zu sein, zu einem teuflischem Betruge seine Zuflucht. Im entscheidenden Augenblicke wurde durch ein geschicktes Taschenspieler-Kunststück die weiße Kugel mit einer zweiten schwarzen vertauscht, und Du mußtest daher das Todeslos ziehen, welche Hand Du auch wählen mochtest.

„So schreibt man mir, und ich zweifle nicht einen Augenblick an der Wahrheit dieser Worte.

„Du wirst nach dieser Mittheilung einsehen, daß Du auf keine Weise verpflichtet bist Dir mit eigener Hand den Tod zu geben. Eben so wenig aber kannst Du nach C. zurückkehren. Eile daher zu mir, sobald Du diesen Brief empfangen hast den ein gütiger Gott noch zu rechter Zeit in Deine Hände bringen möge. — Wir lassen uns ohne Säumen trauen, als Deine Frau zerreiße ich meinen Kontrakt mit dem Hoftheater

in C. und mein Talent wird uns überall eine unabhängige Existenz sichern.

„Eile! Eile! — Mit Sehnsucht und Todesangst erwartet Dich

„Deine Ida."

Unter der Adresse, welche der Brief aus C. angegeben hatte, gab Ida selbst sofort denselben rekommandirt zur Post und erst als sie nach diesem Gange in ihr Hôtel zurückgekehrt war, fühlte sie sich so weit beruhigt, daß sie mit ihrer Rolle für den folgenden Tag sich beschäftigen konnte.

Noch aufgeregt zwar, dennoch aber ganz von dem Gedanken an ihre Kunst ergriffen, begab sie sich zu der festgesetzten Stunde auf dem Weg zur Probe.

Erst wenige Schritte war sie von ihrem Hôtel entfernt, als eine zerlumpte Bettlerin mit einem kleinem Kinde auf dem Arme sie anredete.

„Eine Gabe aus Barmherzigkeit für mein armes Kind!" flehte mit kläglicher Stimme die Unglückliche, und hob dabei ihr Kind in die Höhe, als wollte sie durch das Mitleid mit demselben ihrer Bitte mehr Nachdruck verleihen.

Mildthätig wie immer, nahm Ida aus ihrem Portemonaie eine Silbermünze und wollte sie dem Kinde selbst in das Händchen drücken; als sie es aber dabei ansah, schauderte sie unwillkührlich so heftig, daß sie das Geldstück fallen ließ und am ganze Leibe bebend, ausrief:

„Mein Gott! das arme unglückliche Geschöpf!“

Und in der That war das kleine Wesen wohl geeignet, durch seinen Anblick Schrecken zu erregen, denn sein Gesicht glich kaum noch dem Antlitze eines Menschen, so sehr war es verzerrt und an mehreren Stellen mit einem Eckel erregenden Ausschlage bedeckt.

Die Bettlerin bückte sich die Gabe aufzuheben, und wollte, von Freude ergriffen über die seltene Größe des Geschenkes der Geberin dankbar die Hand küssen.

Ida aber zog sie beinahe entsetzt zurück, als sie aber darüber in der Miene der Frau den Ausdruck schmerzlicher Kränkung zu erkennen glaubte, fragte sie guthmüthig:

„Arme Frau, wovon hat denn das unglückliche Kind die Krankheit?“

„Ach, mein schönes Fräulein, das ist die Strafe Gottes und die Folge eines Fluches, den ich auf mich geladen habe!“

„Eines Fluches?“ rief Ida mächtig ergriffen.

„Ja wohl! — Ich habe, freilich ohne es zu wollen, den Tod eines Menschen herbeigeführt. — Er hielt mich für strafbar, obgleich ich es nicht war und sterbend hat er mir geflucht. — Sein Fluch hat mich nun in meinem Kinde getroffen, obgleich ich an seinem Tode unschuldig war, so Gott mir in meiner letzten Stunde gnädig sein möge.

Sie brach nach diesen Worten in einen Strom von Thränen aus und schluchzend fügte sie hinzu:

„Aber ich darf nicht auf die Gnade Gottes rechnen! — gehöre ich doch dem verfluchten Stamme der Zigeuner an!"

Ida zuckte bei diesen Worten krampfhaft zusammen, indem sie sich ihres eigenen Ursprunges, den sie bereits vergessen hatte, erinnerte. Sie glaubte in diesem Augenblicke, daß der Fluch, der nach dem Aberglauben der Bettlerin auf ihrem ganzen Volke lastete, auch sie selbst früher oder später ereilen müßte, und es wurde ihr unheimlich zu Muthe in der Nähe ihrer Stammesgenossinn und des gräßlich entstellten Kindes derselben.

„Da, nehmt, nehmt unglückliche Frau," rief sie hastig, und drückte der Staunenden ihr reich gefülltes und elegantes Portemonaie in die Hände.

Dann eilte sie hastig in der Richtung nach dem Theater davon, aber schon nach wenigen Schritten fühlte sie sich vom Schwindel erfaßt, einer Ohnmacht nahe.

Sie würde besinnungslos zu Boden gestürzt sein, hätte nicht ein eben vorübergehender Herr sie vor dem Falle bewahrt, indem er sie in seine Arme auffing.

„Wohin soll ich Sie bringen, mein Fräulein?" fragte er theilnahmsvoll.

Sie nannte ihm ihr Hôtel und er geleitete die Wankende dahin.

„Gottes Segen über Sie!“ murmelte die Bettlerin indem Ida in dem Thore des Hôtels verschwand.

Nur mühsam erreichte die Leidende ihr Zimmer und da sie fühlte, daß es ihr unmöglich sein würde diesen Abend zu spielen, ließ sie augenblicklich die Probe absagen, ging zu Bett und schickte nach einem Arzte.

Als die Theaterfreunde und Bewunderer der gastirenden Künstlerin auf das Billetbureau kamen ihre bestellten Sitze zu holen, vernahmen sie die Schreckenskunde:

„Fräulein Ida ist plötzlich erkrankt und es wird daher heute Abend ein anderes Stück gegeben.“

Dabei wurde ihnen die Hoffnung gemacht, daß die abgesagte Vorstellnng am nächsten Tage würde gegeben werden können.

Diese Hoffnung erwies sich jedoch als unbegründet, denn der herbeigerufene Arzt schüttelte sehr bedenklich den Kopf als er den Zustand Ida's untersucht hatte.

Er erklärte, daß sie heftiges Fieber hätte, daß er aber für den Augenblick noch nichts thun könnte, sondern erst sehen müßte, welche Wendung die Krankheit nehmen würde.

Dann ging er, indem er versprach nach einigen Stunden wieder nachzusehen.

Bald nach seiner Entfernung brachte der Briefträger einen Brief. Die treue Zofe wollte ihn bei Seite legen, Ida aber bestand mit krankhafter Hektigkeit darauf, ihn sofort zu erhalten.

Hastig riß sie ihn auf, als sie Bankwitz Handschrift erkannte. Er schrieb:

„Meine theure einzig geliebte Ida!

„In dem Augenblick, in welchem ich im Begriffe stehe, durch ein unglückliches Verhängniß getrieben, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, rufe ich Dir ein letztes, ewiges Lebewohl zu.

„Sollte es Dir, wie ich fürchte, jemals klar werden, daß Du die mittelbare Ursach meines Todes bist, so mache Dir darüber kein Gewissen, denn ich sterbe in dem Bewußtsein, in der festen Ueberzeugung, daß Du mich wohrhaft liebtest und spreche Dich frei von jeder Schuld!

„Bis in den Tod
Dein
„August von Bankwitz.“

Ehe Ida bis zu den letzten Zeilen gekommen war, stieß sie einen gellenden Schmerzensschrei aus und sank ohnmächtig auf ihr Lager. zurück

Als sie unter den Bemühungen ihrer erschrockenen Dienerin zum Bewußtsein zurückkehrte, blickte sie anfangs verwirrt umher, als müßte sie sich besinnen, was mit ihr vorgegangen sei. Dabei fielen ihre Augen auf den Unglücksbrief, den sie in der krampfhaft zusammengezogenen Hand hielt, und ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Sie gedachte augenblicklich der Worte der Zigeunerin und sagte in einer unheimlichen Ruhe:

„Reiche mir mein Schmuckkästchen, Pauline.“

Verwundert über dies Verlangen in einem solchen Zustande, gehorchte die Zofe dennoch ohne Zögern, denn sie hielt dasselbe für einen launenhaften Einfall des Fiebers.

Als Ida das Kästchen erhalten hatte, entfernte sie ihre Dienerin durch einen Auftrag aus dem Zimmer und sobald sie sich allein erblickte, zog sie ein geheimes Fach des Schmuckkästchens heraus.

In dem Fache lag nur ein einziges Etui und aus diesem nahm Ida einen einfachen Ring, dessen Reif eigenthümlich mit hyrogliephenartigen Zügen bedeckt war und dessen Schild sich allem Anscheine nach öffnen ließ.

Diesen Ring betrachtete sie starr einige Augenblicke, indem sie dabei murmelte:

„Du einziges Erbtheil meines unglücklichen Vaters, laß sehen, ob Deine wunderbare Kraft sich bewährt. und ob die

geheime Wissenschaft der Zigeuner, von deren verfluchtem Stamme ich heute eine furchtbare Mahnung empfing keine Lüge ist!“

Nach diesen Worten drückte sie an einer geheimen Feder; der Deckel des Schildes sprang empor, und es zeigte sich ein hohler Raum, in welchem einige kleine Kügelchen von dunkler Farbe lagen.

Sie führte den Ring an ihre Lippen, und verschluckte die Kügelchen, indem sie flüsterte:

„Mein August, Deine Mörderin kann mit schwer belastetem Gewissen das Leben ohne Dich nicht ertragen. — Sie will sich im Tode mit Dir vereinen; — nimm sie freundlich auf!“

Dann sank sie zurück, indem sie ihrer nahen Auflösung entgegen sah, die schmerzlos sein sollte, wie ihr sterbender Vater ihr versicherte, indem er ihr den Ring in die Hände drückte und dessen geheime Eigenschaft erklärte.

Da wurde plötzlich die Thür heftig aufgerissen, und herein stürzte die Tante Gertrud.

„Du bist unwohl, wie man mir mittheilte,“ sagte sie hastig, „doch wird das hoffentlich ohne Bedeutung sein, meine liebe Ida, und die erfreuliche Nachricht, die ich Dir bringe, macht Dich gewiß schnell gesund!“

Durch die lauten Worte Gertruds und die Heftigkeit, mit welcher dieselbe sprach, wurde Ida aus der Betäubung aufge-

stachelt, die sich, eine Annäherung des Todes, — ihrer schon zu bemächtigen begann. Sie setzte sich in dem Bette empor und fragte mit matter Stimme und halb gelähmter Zunge:

„Was gibt es denn?"

„Fürst Werner hat sich durch die Vermittelnng des lieben, vortrefflichen Baron Menger bewegen lassen, Deine Schulden zu bezahlen, und ich überbringe Dir das Geld. — Denke Dir nur, Idchen, fünftausend baare Thaler. — Da bleibt noch ein hübsches Stück Geld für uns übrig, denn Du kannst Dir wohl denken, daß ich keine solche Närrin war, die genaue Summe anzugeben, als der Fürst selbst mich darnach fragte!"

Abwehrend streckte Ida die Hand gegen ihre Tante aus, und hauchte kaum hörbar:

„Verlaß mich! — Erspare mir Deinen Anblick, der mir entsetzlich ist! — Ich brauche auf dieser Erde kein Geld mehr; behalte Du den Sündenlohn für Dich!"

Nach diesen Worten wendete sie sich gegen die Wand und achtete nicht mehr auf die Anwesenheit Gertruds.

Diese stand eben im Begriff, in heftige Zornesäußerungen auszubrechen, als sie daran durch den Eintritt des Arztes verhindert wurde, den Pauline in der Angst um den Zustand ihrer Herrin schnell wieder herbeigerufen hatte.

Mit einer leichten Verbeugung gegen Gertrud, welche die Zofe ihm als die nahe Verwandte der Kranken bezeichnet hatte, trat er an Ida's Bett.

„Wie befinden Sie sich jetzt, mein Fräulein," sagte er mit sanfter, theilnahmvoller Stimme.

Da er keine Antwort erhielt, die Kranke auch kein Zeichen gab, daß sie von seiner Anwesenheit wußte, glaube er, sie sei wieder in Ohnmacht gesunken. Er beugte sich daher über sie, um ihr in das Gesicht zu sehen, und ergriff zugleich ihre Hand, die auf der Decke lag.

Aber entsetzt wich er zurück. Er hatte die Finger starr und regungslos gefunden, die Augen weit geöffnet, doch ohne Glanz und das ganze Gesicht mit rothen Flecken bedeckt.

„Todt!“ murmelte er, erschrocken über eine so plötzliche, ihm ganz unerklärliche Erscheinung.

„Todt?“ wiederholte Gertrnd erschrocken. „Wirklich todt, Herr Doktor?“

„Leider läßt sich daran nicht zweifeln,“ entgegnete der Arzt, dann fügte er hinzu:

„Ich halte es sogar für meine Pflicht, Sie aufzufordern, nicht länger in diesem Zimmer zu verweilen, denn wenn ich mich nicht täusche, hat ein sehr gefährlicher und ansteckender Ausschlag deu plötzlichen Tod herbeigeführt.“

„Entsetzlich!“ rief Gertrud. „Der Himmel möge mich vor einer solchen Ansteckung bewahren!“

Und ohne noch einen einzigen Blick auf die Todte zu werfen, verließ sie hastig das Zimmer, indem sie vor sich hin murmelte:

„Behalte Du den Sündenlohn für Dich!“ waren ihre letzten Worte. Das Geld ist also mein rechtmäßiges Eigenthum und ich bin nicht die Närrin dazu, es herauszugeben. — Der Fürst wird sich hüten, danach zu fragen und was ich in

C. zurückließ, mögen die Gläubiger mit Gesundheit verzehren. — Ich bringe mich und meinen Schatz in Sicherheit!"

Sie fuhr mit ihrem geringen Reisegepäck augenblicklich nach der Eisenbahn und benutzte den nächsten Zug zur Ausführung ihres Planes. Wohin sie sich begab, oder was aus ihr geworden, hat Niemand erfahren, denn der Hof von C. that keinen Schritt zu ihrer Verfolgung, obgleich es ihm nicht unbekannt blieb, daß sie sich die beträchtliche Sume angeeignet hatte, welche ihr zur Bezahlung von Ida's Schulden übergeben worden war.

Bei der Mittheilung, welche der Arzt von Ida's Tode und der muthmaßlichen Ursache desselben dem Wirth des Hotels machte, gerieth dieser wegen einer möglichen Gefahr seiner übrigen Gäste in einen solchen Schrecken, daß er die Verstorbene, nachdem er die Hülfe der Polizei erbeten, schon wenige Stunden nach ihrem Verscheiden in das Leichenhaus schaffen ließ.

Hier blieb sie, dem vorgeschriebenen Gebrauche gemäß, auf einer Art von hölzerner Pritsche offen liegen, damit der Todtengräber, der zugleich Leichenwärter war, jede mögliche Rückkehr zum Leben beobachten konnte, doch selbst dieser Mensch, an den Anblick von Leichen der verschiedensten Art gewöhnt und dadurch abgestumpft, entsetzte sich vor ihrem Aussehen, als er nach einer Leichenbestattung wieder nach ihr sah.

Sie war so furchtbar entstellt, daß es unmöglich gewesen wäre, auch nur eine Ahnung davon zu haben, das sei das reizende, in der Blüthe der Jugend und Anmuth stehende Mädchen, welches vor wenig mehr als vierundzwanzig Stun-

den durch ihr Talent eben so, wie durch ihre bezaubernde Schönheit ein zahlreiches Publikum zu enthusiastischem Beifall fortriß.

Trotz der polizeilichen Vorschriften, die eine so frühe Beerdigung verbieten, wurde Ida bereits am zweiten Tage zur Ruhe bestattet und die eigenthümlichen Umstände, erweckten eine solche Theilnahme, daß ein zahlreiches Leichengefolge der genialen Künstlerin das letzte Ehrengeleite gab.

Beinahe um dieselbe Stunde, zu welcher Ida in L. beerdigt wurde, senkte man auch die Leiche des unglücklichen Bankwitz auf dem Gottesacker von P. in die Grube. Aber Idas Grab ziert ein geschmackvolles, wenn auch bescheidenes Denkmal, während Bankwitz an der Kirchhofsmauer in der sogenannten Armensünderecke begraben liegt. Denn er wurde mit durchschossener Brust aufgefunden und ein Zettel in seiner Tasche bezeichnete ihn als Selbstmörder, indem er die Worte enthielt: „Ich sterbe freiwillig und von eigener Hand!"

Die Schrift war mit keinem Namen unterzeichnet und da Bankwitz in P. unter fremdem Namen abgestiegen war, würde seine Identität vielleicht nie erhärtet worden sein, hätte man nicht in seiner Wohnung den Brief gefunden, den Ida ihm unter der genauesten Angabe seiner Adresse geschrieben hatte, und der bei ihm abgegeben wurde, als er zu dem Todeswege ausgegangen war.

Ende.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.